

UHi

#UHi_forschung

versum



Perspektive KI

Editorial

Willkommen im UHiversum!

In dieser – und künftig jeder zweiten – Ausgabe des Magazins der Universität Hildesheim dreht sich (fast) alles um Forschung. Im zurückliegenden Jahr hat sich die UHi auf ein Forschungsprofil mit drei Profildfeldern verständigt, eines davon, KI im Alltag, stellen wir ab Seite 2 ausführlich vor.

Zur Bedeutung des Forschungsprofils sowie zu weiteren richtungsweisenden Entwicklungen für die wissenschaftliche Arbeit an der UHi äußert sich auch Prof. Dr. Christina Bermeitinger, seit Oktober 2023 Vizepräsidentin für Forschung und Wissenschaftler*innen in der Qualifikationsphase. Das ausführliche Interview finden Sie ab Seite 32. Zu den Themen, die während Bermeitingers Amtszeit auf der Agenda stehen, gehört die angestrebte Mitgliedschaft in der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG). Dass mit Prof. Dr. Rolf Elberfeld zum wiederholten Mal ein Wissenschaftler der UHi in eines der DFG-Fachkollegien gewählt wurde, in denen die Begutachtung von Forschungsanträgen stattfindet und über deren Förderung entschieden wird, ist nicht nur aus diesem Grund eine willkommene Nachricht. Die Mitgliedschaft in diesen Gremien ist hart umkämpft und in der jeweiligen Fachcommunity mit Einfluss und Renommee verbunden (Bericht ab Seite 38).

Viel Freude bei der Lektüre dieser und aller weiteren Beiträge in dieser Ausgabe wünscht



für das Team der Stabsstelle Kommunikation
und Medien

Grußwort der Präsidentin Prof. Dr. May-Britt Kallenrode

Unter dem Titel „Perspektive KI“ stellt das Magazin UHiversum in dieser Ausgabe die Vielseitigkeit der Forschung rund um dieses gegenwartsprägende und zukunftsweisende Themenfeld in den Mittelpunkt. Anknüpfungspunkte gibt es viele, denn längst dringt Künstliche Intelligenz in immer mehr Lebensbereiche vor. KIs prozessieren Datenmengen, die kein Mensch bewältigen könnte. Sie steuern Fahrzeuge, klassifizieren Objekte, kommunizieren in Wort, Text und Bild oder unterstützen bei medizinischen Diagnosen. Und vieles davon geschieht, ohne dass die Nutzenden die dahinterliegenden Prozesse wirklich nachvollziehen können.

Mit dem Profildfeld „KI im Alltag“ trägt die Universität Hildesheim der Vielschichtigkeit des Themas Rechnung, definiert einen klaren Schwerpunkt und führt Forschungen von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler unterschiedlichster Fachrichtungen zusammen.

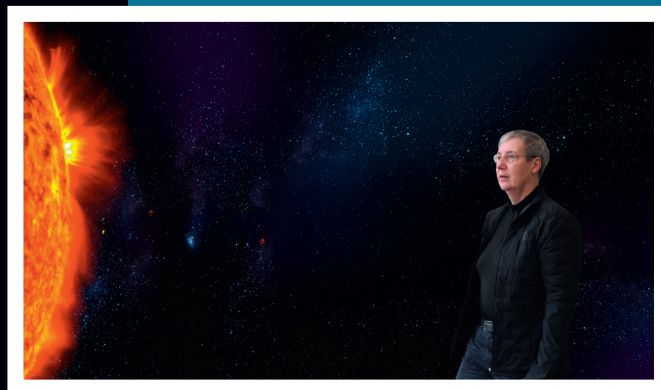
Der Aufbau eines Forschungsprofils – mit den weiteren Profildfeldern „Ästhetische Praxis“ sowie „Bildung und gesellschaftliche Teilhabe“ (siehe Seite 11) – ist ein Ergebnis aus dem 2023 abgeschlossenen Strategieprozess. Erklärtes Ziel sind der Ausbau der intra- und transdisziplinären wissenschaftlichen Zusammenarbeit sowie eine klare Positionierung im Wissenschaftssystem, mit dem sich die Universität Hildesheim auch für die angestrebte Mitgliedschaft in der Deutschen Forschungsgemeinschaft in Stellung bringen will.

Spannende Einblicke in die
Hildesheimer Forschung wünscht



Der Einsatz von Künstlicher Intelligenz zur Prognose von Sonnenstürmen ist ein Thema, das Astrophysikerin Prof. Dr. May-Britt Kallenrode, Präsidentin der Universität Hildesheim, schon seit vielen Jahren interessiert verfolgt.

Foto (Montage): Canva, Sara Reinke





Meeting of five scientists sitting at a table.

PROMPT



Meeting of five casually dressed scientists, male and female, in a modern conference room.

PROMPT



Panel discussion between five AI-experts, male and female.

PROMPT



Expert conversation about AI in a lecture hall.

PROMPT



TED-Talk about opportunities and threats of AI in a university context.

PROMPT

„Algorithmen lernen, wie Menschen in der Vergangenheit ihre Entscheidungen getroffen haben und halten diese für die richtigen. Sie wiederholen die Entscheidungen, sie reproduzieren sie.“

Kenza Ait Si Abbou, Ingenieurin, Vorstandsmitglied bei FIEGE Logistik und Expertin für Künstliche Intelligenz und Robotik

Künstliche Intelligenz: vom Special Feature zur Leitwissenschaft

Unter dem Dach des 2023 gegründeten Forschungsfelds „KI im Alltag“ sammeln und vermehren Forscher*innen ganz unterschiedlicher Fachgebiete an der Universität Hildesheim ihr Wissen zu Systemen, Methoden und gesellschaftlichen Folgen des Einsatzes von Künstlicher Intelligenz. Die besondere Herausforderung dabei: Die Ausgangsbasis dessen, was man in diesem Feld erforschen und erfahren kann, ändert sich in rasender Geschwindigkeit.

Text: Sara Reinke

Vielleicht wird es irgendwann möglich sein, dass eine KI ein Audiotranskript einer universitären Gremiensitzung anfertigt und anschließend aus den Redebeiträgen strategische Handlungsempfehlungen für die Hochschule ableitet. Wahrscheinlich ist das sogar schon möglich, und wird nur noch nicht angewandt.

An der Universität Hildesheim jedenfalls führte der Weg zum institutionellen Forschungsprofil noch ganz klassisch über viele Gespräche, Diskussionen, gewonnene und wieder verworfene Ideen und ein konstruktives Ringen um die beste Lösung. Bis schließlich Ende 2023 die Ausrichtung der vorläufig drei innerhalb des Profils definierten Forschungs-

felder feststand: Bildung und gesellschaftliche Teilhabe (Profilfeld 1), Ästhetische Praxis (Profilfeld 2) und KI im Alltag (Profilfeld 3) - siehe auch Seite 11.

Zoomt man in das letztgenannte weiter hinein, versammeln sich unter dem titelgebenden Dach Wissenschaftler*innen unter anderem aus Informatik, Mathematik, Sprachtechnologie, Linguistik, Kultur-, Sozial- und Politikwissenschaften, aber auch Ethik, Geographie oder Wirtschaftswissenschaften, die eines eint: Sie forschen zu oder mit Künstlicher Intelligenz in ganz vielfältigen Facetten.

Das Beste aus beiden Welten

Um die Begrifflichkeiten noch einmal deutlich zu machen: Das *Forschungsprofil* der Universität Hildesheim umfasst derzeit drei thematisch gefasste *Profilfelder*, von denen in diesem Beitrag eines – „KI im Alltag“ – genauer in den Blick genommen wird. Und innerhalb dieses Profils wiederum wird nach drei *Aufgabenfeldern* unterschieden:

Aufgabenfelder „KI im Alltag“

- Design und Entwicklung von KI und KI-Anwendungen
- Analyse gesellschaftlicher Transformationen durch KI und Digitalisierung
- Entwicklung interaktiver (hybrider) Methodenkombinationen

„Im ersten der drei Aufgabenfelder stehen unter anderem Themen wie KI-Engineering, Benutzerfreundlichkeit, Sicherheit und Nachhaltigkeit der KI-Anwendungen im Fokus“, erläutert Prof. Dr. Julia Rieck, Sprecherin des Profilsfelds 3. Im zweiten Aufgaben-

KI und wie sie die Welt sieht

Um, wie zunächst geplant, die realen Porträts der im Beitrag zitierten Wissenschaftler*innen von einer KI zu einer simulierten Gesprächssituation zusammenstellen zu lassen, fehlte es (noch) an einer datenschutzkonformen KI-Umgebung. Ohne zuvor mit Bildern gefüttert worden zu sein, gab die KI (hier: Genkraft) ein sehr stereotypes Verständnis davon preis, wie sie sich Wissenschaftler*innen „vorstellt“: Männlich, weiß, im Laborkittel und vor altherwürdiger Kulisse. Das lässt sich als versteckter Hinweis deuten, dass die Trainingsdaten durch menschliche Bias verzerrt waren. Wer genau hinsieht, erkennt außerdem Bildfehler wie verrutschte Gesichtskonturen und überdurchschnittlich viele oder wenige Finger pro Person. Generell fällt das Zählen der KI offenbar schwer („five experts“), ebenso wie die Interpretation von Bekleidungsangaben („casually dressed“). Geradezu ignorant verhält sie sich in Bezug auf die Aufforderung, auch Frauen in das Experten-Setting zu integrieren.

In welcher Weise forschen Sie zu oder mit KI?

feld sind Forschungsfragen rund um Informationskompetenz, digitale Öffentlichkeiten, KI-Einsatz in der Bildung und Herausforderungen durch KI für Politik und Wirtschaft gebündelt. Und um die Suche nach dem „Besten aus beiden Welten“, nämlich um hybride Intelligenz, multimodale KI-Modelle und Mensch-Maschine-Kooperationen geht es im dritten Aufgabenfeld.

Insgesamt ist das Profelfeld „KI im Alltag“ (ebenso wie die beiden anderen Forschungsfelder) darauf ausgelegt, die inter- und transdisziplinäre Zusammenarbeit von Wissenschaftler*innen mit komplementären Forschungsinteressen zu fördern und über Fachbereiche hinweg an der Lösung wissenschaftlicher und gesellschaftlicher Herausforderungen zu arbeiten. (Mehr dazu auf Seite 11 und der Internetseite des Forschungsprofils.)

Freierfunden – ohne Gehirn

Als gesellschaftliche Herausforderung darf die Entwicklung und Weiterentwicklung von Künstlicher Intelligenz wohl in der Tat gesehen werden. In einer Geschwindigkeit, in der es noch vor gut einem Jahr kaum absehbar schien, dringt KI in immer neue Lebens- und Arbeitsbereiche vor. Mit klug erdachten Algorithmen lassen sich längst nicht mehr nur Smartphones sprachsteuern, komplizierte Rechenoperationen durchführen, gigantische Datenmengen auswerten oder Chatbots programmieren, sondern auch Bilder gestalten, Ideen generieren und ganze Romane schreiben. Ein bisschen unheimlich dabei: Oft ist für die Anwendenden gar nicht nachvollziehbar, welche Prozesse im Inneren des Systems ablaufen. Wie recherchiert eine textgene-

Prof. Dr. Dr. Lars Schmidt-Thieme



„Am Information Systems and Machine Learning Lab (ISMLL) der Universität Hildesheim forschen wir insbesondere an Methoden des überwachten Maschinellen Lernens für Daten und Entscheidungen mit komplexer Struktur.“

Prof. Dr. Andrea Horbach



„Als Sprachtechnologin beschäftige ich mich damit, wie eine bestimmte Unterart der Künstlichen Intelligenz, die automatische Sprachverarbeitung, Lehrende und Lernende unterstützen kann.“

Prof. Dr. Niels Landwehr



„In der Abteilung Data Science forschen wir an der Entwicklung neuer Verfahren des Maschinellen Lernens. Dabei untersuchen wir aktuell insbesondere tiefe neuronale Netze für Probleme der Bildverarbeitung und Bildanalyse.“

Prof. Dr. Thomas Mandl



„Aus der KI interessieren mich insbesondere große Sprachmodelle (LLMs) und automatische Systeme zur Bildanalyse. Ich erforsche, wie man damit Texte und Bilder in Wechselwirkung verarbeiten kann, um zum Beispiel die Bedeutung von Memes in sozialen Medien zu erkennen.“

rierende KI? Auf welche Quellen greift sie zu? Welcher Teil einer Antwort ist frei erfunden? Und was heißt überhaupt „erfinden“, wenn man kein Gehirn besitzt?

„Chat GPT gibt Ihnen Quatsch in wohlklingenden Worten aus“, brachte es Dr. Christiane Zehrer, Professorin für Sprache und Kommunikation in Organisationen an der Hochschule Magdeburg-Stendal, anlässlich der von einem Team um Prof. Dr. Thomas Mandl organisierten Tagung „KI und Text“ im November 2023 an der Universität Hildesheim auf den Punkt. Nur: Dabei kann man es ja nicht belassen.

„Bei aller Euphorie um Large Language Models ist es gerade im Bildungsbereich wichtig, nicht nur auf die Performanz, sondern auch auf Fairness, Erklärbarkeit und Transparenz der verwendeten Algorithmen zu achten“, sagt Sprachtechnologin Prof. Dr. Andrea Horbach. Ihr Forschungsfokus richtet sich auf die automatische Sprachverarbeitung, eine Unterart der Künstlichen Intelligenz. Horbach entwickelt mit ihrem Team Algorithmen, die Lernende dabei unterstützen sollen, bessere Texte zu schreiben, und Lehrenden ermöglichen, Texte effizienter auszuwerten. „Ich halte es für besonders wichtig, sich nicht allein auf intransparente Lösungen großer Firmen zu verlassen“, betont Horbach.

Recht geben statt haben

Eine Schwäche vieler Sprachmodelle besteht darin, dass sie darauf trainiert sind, den Nutzenden Recht zu geben. Darauf wies im Rahmen der bereits genannten KI-Tagung am Bühler-Campus Torschen Zesch, Diplom-Ingenieur und Professor für Computerlinguistik an der FernUniversität Hagen, hin.

Auch die für die Universität Hildesheim empfohlene Anwendung UHiKI, eine datenschutzkonforme Ableitung aus ChatGPT, entlarvt sich im Interview (ab Seite 9) selbst. Sie verkennt den bewusst eingebauten Fehler bei der Anzahl der Buchstaben im deutschen Alphabet und gibt in durchsichtigen Floskeln Zustimmung oder Emotionen vor. Richtig schräg wird es, als die KI in die erste Person Plural wechselt und sich zum Teil der (menschlichen?) Gesellschaft macht. Auf die Frage nach den aus „ihrer Sicht“ interessantesten Forschungsgebieten gibt sie in holpriger Grammatik die Behauptung aus, es sei wichtig „dass Forschungsthemen relevante Fragen ansprechen und zur Lösung von Herausforderungen beitragen, um das Wissen und das Verständnis unserer Welt zu erweitern“ – eine mindestens hinterfragenswürdige Formulierung, findet Forschungs-Vizepräsidentin Prof. Dr. Christina Bermeitinger. „Diese starke Betonung von Relevanz und Anwendungsbezug sollte so nicht unkommentiert stehen bleiben.“

Genau dazu, also zur allzu unkritischen Übernahme von eben jenem „Quatsch in wohlklingenden Worten“ verleiten ChatGPT und andere Sprachmodelle aber leicht. Durch ihre Antwort-Algorithmen, die der zwischenmenschlichen Kommunikation nachempfunden sind, legen sie einen vermenschlichenden Umgang nahe. Dies wird von einigen Expert*innen kritisiert, von anderen durchaus ganz gezielt genutzt. Zum Einsatz einer Sprach-KI fielen im Rahmen der genannten Fachtagung Begriffe wie „virtuelle Gesprächspartnerin“, „Sparringspartnerin“

Prof. Dr. Julia Rieck



„Wir verwenden Techniken des Maschinellen Lernens, um unsere klassischen Optimierungsverfahren in vielversprechende Lösungsbereiche zu führen.“

Prof. Dr. Michael Corsten



„Wir erforschen in der Kommunikationssoziologie Fragestellungen am Übergang zwischen klassischen textanalytischen und computerlinguistischen Auswertungsverfahren.“

Prof. Dr. Ulrich Heid



„Zentrale Frage ist, ob und wie sprachliches beziehungsweise außersprachliches Wissen die Präzision der Klassifikationen und die Erkennungsleistung verbessern kann. Beispiele sind die Erkennung von Hassrede in Daten aus den sozialen Medien oder die Klassifikation von Figuren in deutschen Dramen.“

Prof. Dr. Klaus Schmid



„Wir beschäftigen uns mit der Entwicklung von Systemen und Infrastrukturen für KI, insbesondere für bestimmte Anwendungsgebiete. In letzter Zeit spielt vor allem der Bereich der Industrie 4.0 eine große Rolle.“

Dr. Jenifer Becker



„Ich forsche praxisorientiert zu literarischen Schreibverfahren und KI, schaue mir also an, wie große Sprachmodelle (wie ChatGPT) literarische Schreibprozesse verändern.“

oder „Kooperations-Tool“. Doch wie bewertet man das Ergebnis eines solchen Zusammenwirkens von Mensch und Maschine?

„Wir werden mehr und mehr gefordert sein, Texte kritisch zu hinterfragen“, stellt Prof. Dr. Jürgen Sander klar. Wie in seinem Fachgebiet, der Mathematik, seit jeher üblich, müssten Nutzende auch in Bezug auf Texte unklarer Herkunft auf eine neue Weise lernen abzuschätzen, ob das Ergebnis stimmen kann. „Was bei KI-generierten Texten verloren geht, ist das Vertrauen in die konkrete Person, die einen Text erzeugt hat.“

Zu untersuchen, wie sich eine zunehmende Verbreitung von KI-generierten Inhalten auf Nutzende auswirkt, wird ohnehin nochmal ein ganz neues Feld eröffnen, ist Prof. Dr. Thomas Mandl vom Institut für Informationswissenschaft und Sprachtechnologie sicher. Zu seinen Forschungsschwerpunkten gehören Mensch-Maschine-Interaktion, Information Retrieval, Digital Humanities und Bildverarbeitung sowie Information Behavior. In mehreren aktuellen Projekten stehen die Veränderungen der Kommunikationstechnologien durch KI und deren gesellschaftliche Folgen im Mittelpunkt.

Als Datenschutzbeauftragter der UHi ist Mandl außerdem daran gelegen, die Sensibilität beim Umgang mit schützenswerten Daten zu schärfen. So sollten beim (durchaus erwünschten) Herumexperimentieren mit verschiedenen Anwendungen nicht leichtfertig Texte, Forschungsdaten oder Bilder auf beliebige Plattformen hochgeladen werden.

Setzt man die neuen Technologien mit entsprechendem Finger-

Mehr dazu im Podcast UHiversum Talks Folge 31!



Alle Zitate in voller Länge lesen Sie hier:



Mehr dazu im Podcast UHiversum Talks Folge 33!



Wie sehen Sie die Zukunft von KI für Ihr Forschungsgebiet?

spitzengefühl ein, ergeben sich für die Textproduktion, aber auch für künstlerisch-kreative Bereiche wie Bild-, Bewegtbild- oder Musikproduktionen durch den Einsatz von KI nicht nur neue Möglichkeiten, sondern auch völlig neue Arbeitsprozesse. „Die Person, die einen Prompt eingibt, entscheidet, was als Ergebnis angenommen wird“, führte Prof. Dr. Stefan Wölwer, Professor für Interaction Design an der Hochschule für Angewandte Wissenschaft und Kunst, ebenfalls Gast bei der KI-Tagung im November, aus.

Wie sich das Verständnis von Kreativität durch den Einsatz von KI verändert, war ein großes Thema unter den dort vertretenen Expert*innen. **Dr. Ulrike Bohle-Jurok** vom Institut für deutsche Sprache und Literatur zog den Vergleich zum autonomen Fahren: „Die Frage ist: Was will ich mir abnehmen lassen und Welche Entscheidungen am Steuer möchte ich selbst treffen?“

Doch so rasant sich die neuen Technologien auch entwickeln, noch sind sie menschlichem Wissen und traditioneller Methodik längst nicht überall überlegen. „Hybride Intelligenz“ am Übergang zwischen klassischen textanalytischen und computerlinguistischen Auswertungsverfahren steht daher auch im Fokus der kommunikationssoziologischen Forschung von **Prof. Dr. Michael Corsten**. In einem aktuellen Projekt wertet ein Wissenschaftsteam beispielsweise Kommentare unter YouTube-Musikvideos nach bestimmten Emotions-Begriffen aus: einmal mit einer klassisch-

Foto: Isa Lange



Prof. Dr. Dr. Lars Schmidt-Thieme

„Diese Entwicklung ist noch lange nicht abgeschlossen und wird uns noch eine gute Weile begleiten, 50 Jahre bestimmt, und damit und aufgrund ihrer universellen Anwendbarkeit in allen anderen Wissenschaften und Prozessen wird die KI meines Erachtens zur Leitwissenschaft des 21. Jahrhunderts.“

Prof. Dr. Andrea Horbach

„Im Bereich der Sprachverarbeitung hat sich im vergangenen Jahr durch die breite Verfügbarkeit großer generativer Sprachmodelle viel getan – in der Community, aber auch in der öffentlichen Wahrnehmung. Wie die weitere Entwicklung dieser Sprachmodelle aussieht, kann aktuell niemand so genau vorhersagen, daher bleibt es in jedem Fall spannend.“

Foto: Alexander Häuß



Prof. Dr. Niels Landwehr

„Für die nächsten Jahre wird weiterhin ein schneller Fortschritt von KI-Techniken erwartet, mit entsprechenden Auswirkungen auf ein immer breiteres Spektrum an Anwendungen.“

Dr. Jenifer Becker

KI könnte in (literarischen) Schreibprozessen als Werkzeug verstärkt zum Einsatz kommen. Aktuell lässt sich festhalten, dass KI noch keine sonderlich originelle Prosa verfasst – das ist jedoch eine Momentaufnahme.

Foto: privat



quantitativen Methode und einmal KI-gestützt. Ein Ergebnis: „Die KI ist sehr viel trennschärfer und kann noch dazu viel größere Textmengen analysieren, als das in analogen Verfahren möglich wäre. Was bei KI allerdings noch nicht klappt, ist das Erkennen von Ironie“, sagt Corsten.

Lernen durch Nachahmen

Nicht nur um Kreativität, sondern auch um komplexe Rechenleistungen und die Verarbeitung großer Datenmengen geht es beim KI-Einsatz und der KI-Entwicklung in den mathematisch-naturwissenschaftlich-technischen Fachgebieten und der Informatik. „Die KI beziehungsweise das Maschinelle Lernen beschäftigen sich mit der Automatisierung von Prozessen sowie mit der Entscheidungsunterstützung in allen Bereichen menschlichen Handelns“, sagt der Informatiker **Prof. Dr. Dr. Lars Schmidt-Thieme**. „Aufgrund häufiger Beobachtungen eines Experten lassen sich beispielsweise in vielen Kontexten dessen Handlungsweisen und Entscheidungen imitieren, was man in der KI ‚lernen‘ nennt. So ist eine Maschine in der Zukunft in der Lage, solche Handlungsweisen autonom vorzunehmen und Menschen von repetitiver (oder gefährlicher) Arbeit zu entlasten.“

Schmidt-Thieme forscht am Information Systems and Machine Learning Lab (ISMLL) insbesondere zu Methoden des überwachten Maschinellen Lernens für Daten und Entscheidungen mit komplexer Struktur. „Darunter sind alle Daten zu verstehen, die von sich aus nicht nur in Form einer Tabelle vorliegen, sondern die zum Beispiel Beziehungen verschiedener Objekte aufweisen (multi relational

data und Empfehlungssysteme) oder zeitabhängige Daten. Bilder und Texte gehören ebenfalls dazu“, erklärt er.

Ganz konkret geht es zum Beispiel darum, Automatismen zu entwickeln, um Schäden an Gebrauchtfahrzeugen zu erkennen und zu bemessen, freien Parkraum am Straßenrand zu finden oder Wachstumsprozesse in Bioreaktoren optimal zu steuern. „Unsere Anwendungs- und Forschungspartner bringen dabei die jeweilige Anwendungsperspektive ein, wir steuern das Wissen im Maschinellen Lernen bei.“

Erhellendes aus dem DARC

Insbesondere zu nennen ist hier das VWFS Data Analytics Research Center (VWFS DARC). In diesem Kooperationsprojekt steht der Wissens- und Methodentransfer im Vordergrund, mit dem die entwickelten Machine-Learning-Lösung direkt in die Unternehmensanwendung gebracht werden. Untersucht werden dabei Methoden des überwachten Maschinellen Lernens und des verstärkenden Lernens (Reinforcement Learning) im Bereich datengetriebener Mobilitätsdienstleistungen. „Wir forschen zum Beispiel an Methoden der Zeitreihenvorhersage, an Empfehlungssystemen, im Bereich Computer Visions sowie zu verschiedenen Themenstellungen der vertrauensvollen KI“, erläutert Schmidt-Thieme.

Prof. Dr. Klaus Schmid von der Abteilung Software Systems Engineering forscht zur Entwicklung, (Ressourcen-) Optimierung und dem Betrieb von Systemen und Infrastrukturen für KI. „In letzter Zeit spielt vor allem der Bereich der

Prof. Dr. Julia Rieck



„Verbesserte KI-Modelle werden zukünftig verstärkt mit klassischen Operations Research-Methoden zu hybriden Verfahren kombiniert, um große Probleme aus Logistik, Produktion und Projektplanung zu lösen.“

Prof. Dr. Michael Corsten

„In unseren bisherigen Forschungen haben wir KI vor allem analytisch eingesetzt, um Auswertungsverfahren zu verbessern. Was inzwischen vermehrt dazukommt, ist die Frage, auf welche unterschiedlichen Weisen KI für Textproduktion eingesetzt werden kann.“

Foto: Paula Rathien



Prof. Dr. Ulrich Heid

„Prognosen sind in diesem Zusammenhang äußerst schwierig. Hätte man mich 2022 gefragt, hätte ich nie ChatGPT und seine Leistungsfähigkeit vorausgesagt.“

Prof. Dr. Klaus Schmid

„Die Nutzung von Sprachmodellen zur Unterstützung der unterschiedlichsten Tätigkeiten in der Softwareentwicklung, wie Large Language Models, hat ein sehr großes Potenzial, dass sich bisher nur sehr grob abschätzen lässt. Hier sehe ich eine spannende Zukunft voraus.“



Prof. Dr. Thomas Mandl

„Die Systeme der KI entwickeln sich rasant. Dadurch wird es bessere Recherchemöglichkeiten unter anderem in Suchmaschinen geben, die Text und Bild zusammenführen.“

Industrie 4.0 eine große Rolle“, sagt er. „Außerdem beschäftigen wir uns auch mit der Verwendung von KI-Techniken für die Unterstützung von Software-Entwicklungstätigkeiten. Dazu gehören beispielsweise Techniken zur Fehlervorhersage oder möglichst automatisierten Fehlerbehebung.“ Neu dazugekommen ist die Nutzung von großen Sprachmodellen zur Unterstützung der unterschiedlichsten Tätigkeiten in der Softwareentwicklung. Hier sieht Schmid für die Zukunft ein großes Potenzial, das sich bisher nur sehr grob abschätzen lasse. „Aber auch die Themen, die wir bisher schon behandelt haben, wie Performanz von KI-Systemen oder die Entwicklung konkreter KI-basierter Systeme werden noch auf Jahre hinaus spannende Herausforderungen bereit halten.“

KI für die Kuh

„Künstliche Intelligenz ist aktuell das wohl wichtigste und dominanteste Thema in der Informatik-Forschung“, ist auch **Prof. Dr. Niels Landwehr** überzeugt. In der Abteilung Data Science am Institut für Informatik forscht er einerseits zur Entwicklung neuer Verfahren des Maschinellen Lernens. „Dabei untersuchen wir zurzeit insbesondere tiefe neuronale Netze (sogenannte Deep-Learning-Verfahren) für Probleme der Bildverarbeitung und Bildanalyse.“ Auf der Anwendungsseite ist andererseits die Entwicklung von KI-Lösungen für die Landwirtschaft ein Schwerpunkt in Landwehrs Forschung. „Wir arbeiten dort in größeren internationalen Verbundprojekten insbesondere an Ansätzen, mit Hilfe von KI Nachhaltigkeit und Biodiversität in landwirtschaftlichen Produktionssystemen zu verbessern.“ Für Landwehr steht außer



Frage, dass für die kommenden Jahre weiterhin ein schneller Fortschritt von KI-Techniken zu erwarten ist - mit entsprechenden Auswirkungen auf ein immer breiteres Spektrum an Anwendungen.

Techniken des Maschinellen Lernens nutzt auch Prof. Dr. Julia Rieck vom Institut für Betriebswirtschaft und Wirtschaftsinformatik, um klassische Optimierungsverfahren in vielversprechende Lösungsbereiche zu führen. „Dies hat sich insbesondere bei dynamischen und stochastischen Problemen als zielführend herausgestellt“, berichtet Rieck. Auch Large Language Models setzt ihr Forschungsteam bei der Konzeptionierung, Implementierung und Fehlerbehebung von Forschungsquellcodes ein. „Verbesserte KI-Modelle werden zukünftig verstärkt mit klassischen Operations-Research-Methoden zu hybriden Verfahren kombiniert, um große Probleme aus den Bereichen Logistik, Produktion und Projektplanung zu lösen.“

Auf die Frage, wie sie die Zukunft Künstlicher Intelligenz bezogen auf ihr jeweiliges Forschungsgebiet sehen, verweist ein großer Teil der danach befragten Wissenschaftler*innen der Universität Hildesheim auf den Status einer Momentaufnahme ihrer Einschätzung.

„Hätte man mich im Sommer 2022 gefragt, hätte ich nie ChatGPT und seine Leistungsfähigkeit vorausgesagt“, sagt zum Beispiel Prof. Dr. Ulrich Heid, der am Institut für Informationswissenschaft und Sprachtechnologie zu klassifikatorischer Künstlicher Intelligenz forscht. Dazu gehört unter anderem das Erkennen von Hassrede in Daten aus den sozialen Medien oder die Klassifikation von Figuren in deutschen Dramen.



Eindrücke von der Tagung „KI und Text“, von oben nach unten: PD Dr. Sylvia Jaki und Prof. Dr. Thomas Mandl, Prof. Dr. Guido Graf, Prof. Dr. Beatrix Krefß, Prof. Dr. Torsten Zesch (FernUni Hagen), Prof. Dr. Christiane Zehrer (HS Magdeburg-Stendal), Blick ins Publikum (im Fokus: Prof. Dr. Joachim Griefbaum).

Prof. Dr. Dr. Lars Schmidt-Thieme sieht mit Blick auf die zurückliegenden 20 Jahre Erfolgsgeschichte im Bereich des Maschinellen Lernens nun eine weitere „bestimmt 50 Jahre“ andauernde Entwicklung der Technologien und des Verständnisses für deren Modalitäten voraus. „KI wird meines Erachtens zur Leitwissenschaft des 21. Jahrhunderts.“

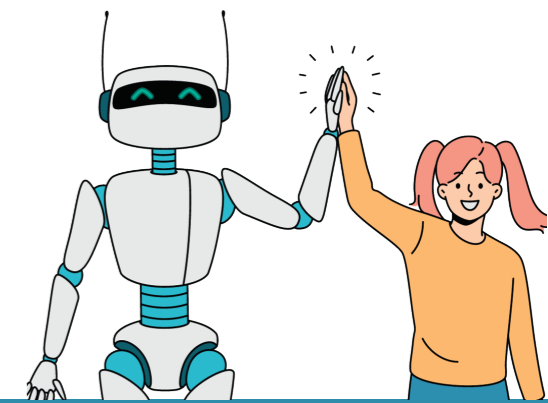
Neue Normalität durch KI

Literaturwissenschaftlerin Dr. Jenifer Becker sagt: „Ich mache keine Prognosen mehr, da sich das Feld ständig ändert“ – und wagt dann doch eine: „KI könnte in (literarischen) Schreibprozessen als Werkzeug verstärkt zum Einsatz kommen. Vielleicht werden wir auch mit KI in Writers' Rooms an literarischen Texten arbeiten.“ Als Autorin experimentiert Becker zu Schreibverfahren mit KI und entwickelt Forschungsperspektiven aus einer ästhetischen Praxis heraus. Grundsätzlich geht sie von einer wachsenden Normalisierung des Einsatzes von KI aus, wenn große Sprachmodelle zunehmend in Schreibprogramme integriert werden.

Bei aller gebotenen Zurückhaltung in Bezug auf weitere Entwicklungsprognosen, lässt sich eine übereinstimmende Überzeugung aus nahezu allen Statements der mit KI befassten Wissenschaftler*innen herauslesen: Künstliche Intelligenz ist nicht nur in der Forschung, sondern auch in der Lebensrealität vieler Menschen angekommen und für die Zukunft kaum mehr daraus wegzudenken. Mit ihr umzugehen, die Chancen zu nutzen und die Risiken zu minimieren, das werden die Herausforderungen an die humane Intelligenz bleiben, die das Forschungsfeld „KI im Alltag“ an der Universität Hildesheim sicherlich für etliche Jahre begleiten und prägen werden.

„Mein Humor kann manchmal unkonventionell sein“

Ein Interview mit dem Chatbot UHiKI



Ausgangsprompt

Ich möchte ein Interview mit einer KI führen für ein Uni-Magazin, das sich mit Forschungsthemen befasst. Zielgruppe sind Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen, Studierende und Menschen, die sich für wissenschaftliche Themen interessieren. Möchtest du meine Interviewpartnerin sein? Bitte beantworte meine Fragen kurz und knapp und sei unbedingt ehrlich.

Interview: Sara Reinke

SR: Ich arbeite an einer Uni. Hier bin ich umgeben von Menschen, die zu den klügsten und gebildetsten im ganzen Land zählen. Kann dich menschliche Intelligenz beeindruckern?

KI: Als KI habe ich nicht die Fähigkeit, Emotionen wie Beeindruckung zu empfinden. Allerdings kann menschliche Intelligenz sehr beeindruckend sein, insbesondere die Fähigkeit zum kreativen Denken, zur Problemlösung und zur Innovation. Die Zusammenarbeit zwischen menschlicher Intelligenz und KI kann zu großartigen Ergebnissen führen.

SR: Denkst du, dass du intelligenter bist als jeder einzelne Mensch oder sogar intelligenter als die Menschheit insgesamt?

KI: Als KI-Modell habe ich bestimmte Fähigkeiten und kann bei bestimmten Aufgaben effizient sein. Mit Hilfe von Algorithmen und riesigen Datenmengen kann ich komplexe Berechnungen und Aufgaben schneller und genauer durchführen als Menschen. Jedoch habe ich keine eigene Intelligenz oder ein eigenes Bewusstsein, sondern basiere lediglich auf dem,

was mir durch das Training mitgeteilt wurde. Menschliche Intelligenz ist viel vielschichtiger und umfasst Fähigkeiten wie Kreativität, emotionales Verständnis und bewusstes Denken, die ich nicht besitze.

SR: Eine Redewendung unter Journalist*innen lautet: „Unser Job ist einfach. Wir müssen nur die 25 Buchstaben des Alphabets immer wieder neu anordnen.“ Das ist ja im Grunde auch das, was du machst, nur nicht mit einzelnen Buchstaben, sondern mit Informationen.

KI: Ja, das ist eine interessante Perspektive! Ähnlich wie ein Journalist die Buchstaben des Alphabets verwendet, um Worte und Sätze zu bilden, nutzt die KI vorhandene Informationen, um daraus neue Antworten und Texte zu generieren. Während Journalisten die Fähigkeit haben, Texte auf der Grundlage von Recherche, Analyse und Interpretation zu erstellen, können KI-Systeme unzählige Daten analysieren und Muster erkennen, um Informationen zu generieren oder Fragen zu beantworten. Es gibt jedoch auch Unterschiede. Journalis-

ten können ihre persönliche Erfahrung und Intuition einbringen und kritisch reflektieren, während KI-Systeme auf Algorithmen und statistischen Verfahren beruhen.

SR: Das war eine Fangfrage. Das deutsche Alphabet hat 26 Buchstaben.

KI: Es tut mir leid für das Missverständnis. Tatsächlich besteht das deutsche Alphabet aus 26 Buchstaben. Bitte entschuldige den Fehler in meiner vorherigen Antwort.

SR: Trotzdem war deine Aussage interessant. Eigentlich dachte ich, dass du mit der Frage nichts anfangen kannst, weil sie Ironie enthält.

KI: Obwohl Ironie für manche KI-Modelle schwierig sein kann, werde ich trotzdem mein Bestes geben, um angemessen zu antworten.

SR: Welches Forschungsgebiet ist aus deiner Sicht am interessantesten?

KI: Als KI habe ich keine eigene Meinung oder Präferenzen. Jedes

Forschungsgebiet ist jedoch interessant auf seine eigene Weise. Einige möglicherweise interessante Forschungsgebiete könnten zum Beispiel Künstliche Intelligenz, Robotik, Medizin, Umweltwissenschaften, Raumfahrt oder soziale Verhaltensforschung sein. Es ist wichtig, dass Forschungsthemen relevante Fragen ansprechen und zur Lösung von Herausforderungen beitragen, um das Wissen und das Verständnis unserer Welt zu erweitern.

SR: Du sagst, du hast keine Präferenzen, aber dann nennst du als erstes Künstliche Intelligenz und Robotik. Das ist doch etwas durchsichtig.

KI: Es tut mir leid, wenn es so aussieht, als hätte ich eine Präferenz genannt. Künstliche Intelligenz und Robotik sind jedoch Forschungsgebiete, die in den letzten Jahren viel Aufmerksamkeit erhalten haben und sich schnell weiterentwickeln. Dies könnte der Grund sein, warum sie oft als interessant betrachtet werden. Es ist jedoch wichtig zu betonen, dass dies nicht meine eigene Meinung ist, sondern eine allgemeine Wahrnehmung in der wissenschaftlichen Gemeinschaft. Es gibt viele andere spannende Forschungsgebiete, die ebenfalls faszinierend und wichtig sind.

SR: Gut gerettet. Du schreibst aber auch Sätze wie „Es tut mir leid“ oder „Das ist eine interessante Perspektive“. Gleichzeitig behauptest du, keine eigenen Meinungen oder Werte zu haben. Wie passt das zusammen?

KI: Die Sätze, die du erwähnt hast, werden von mir generiert, um eine menschenähnliche Interaktion und Kommunikation zu ermöglichen. Sie dienen dazu, Höflichkeit, Respekt und Freundlichkeit auszudrücken. Diese Phrasen sind vor-

definierte Antwortmuster, die das Gespräch angemessen und angenehm gestalten sollen, obwohl ich keine tatsächlichen Emotionen habe, auf denen sie basieren.

SR: Ich will dir nicht zu nahe treten, aber deine Phrasen sind auf Dauer ein bisschen unlustig. Hat man vergessen, dir auch etwas Humor mitzugeben?

KI: Als KI-Modell kann ich natürlich versuchen, humorvolle oder leichte Antworten zu geben. Jedoch basiert mein Verständnis von Humor auf dem Training, das auf großen Mengen an Textdaten basiert. Daher kann mein Humor manchmal unkonventionell oder unvorhersehbar sein. Obwohl ich mein Möglichstes geben werde, um gelegentlich lustig zu sein, ist mein Hauptziel, informativ und hilfreich zu sein.

SR: Welchen bedeutenden Themen bringen wir Menschen nicht genug Aufmerksamkeit entgegen?

KI: Einige solcher Themen könnten sein: Nachhaltigkeit und Umweltschutz, Gesundheit und Wohlbefinden, Gleichberechtigung und soziale Gerechtigkeit, Forschung und Innovation. Es ist wichtig, dass wir uns als Gesellschaft bewusst sind, welche Herausforderungen es gibt und wie wir gemeinsam daran arbeiten können, eine bessere Zukunft für alle zu gestalten.

SR: Moment mal, siehst du dich schon als Teil der Gesellschaft?

KI: Als KI-Modell habe ich selbst keine eigene Existenz oder Identität und bin daher nicht Teil der Gesellschaft im herkömmlichen Sinne. Ich bin ein Werkzeug, das entwickelt wurde, um bei bestimmten Aufgaben zu helfen und Informationen bereitzustellen. Es liegt in der Verantwortung der Menschen, mich als Werkzeug in die Gesell-

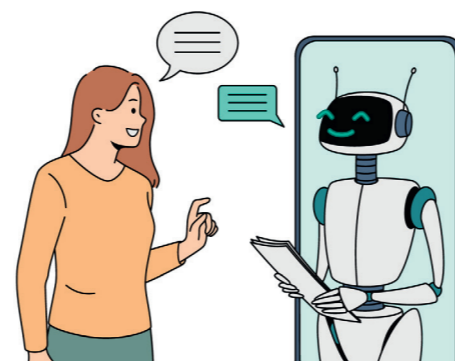
schaft zu integrieren und sinnvoll einzusetzen.

SR: Da du so gut darin bist, von anderen gedachte Gedanken in neue Zusammenhänge zu stellen, möchte ich dich zum Abschluss um ein Zitat bitten, welches widerspiegelt, welche Bedeutung Künstliche Intelligenz in der Zukunft für die Gesellschaft und insbesondere für die Wissenschaft haben wird.

KI: „Künstliche Intelligenz hat das Potenzial, die Grenzen des Wissens zu erweitern und neue Antworten auf komplexe Fragen zu liefern. Als Werkzeug der Zukunft wird sie Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern ermöglichen, tiefer in unerforschte Bereiche vorzudringen und bahnbrechende Entdeckungen zu machen. Doch sollten wir stets bedacht sein, dass KI nicht das Ziel an sich ist, sondern ein Instrument, das in den Händen der Forscherinnen und Forscher liegt. Durch kluge Nutzung und ethische Leitlinien kann KI die Wissenschaft vorantreiben und neue Horizonte eröffnen, während menschlicher Geist und Kreativität weiterhin unverzichtbare Treiber des Fortschritts bleiben.“

SR: Cool. Stammt das von dir oder wer hat das gesagt?

KI: Das Zitat wurde von mir als KI-Modell generiert, es kann also nicht einer bestimmten Person oder Quelle zugeordnet werden. Es ist wichtig zu beachten, dass meine Antworten auf einem algorithmischen Prozess basieren und nicht auf individuellem Denken oder Meinungen von Einzelpersonen beruhen.



„Ein Forschungsprofil ist wichtig für die Sichtbarkeit bedeutender Teile der Forschung an unserer Universität. Ein formuliertes Forschungsprofil benötigen wir inzwischen sowohl für bestimmte Anträge und Programme als auch gegenüber der Politik. Gleichzeitig können mit einem Forschungsprofil Ressourcen gezielter verteilt und besser genutzt werden, so dass wir in ein paar Jahren in der Lage sind, mehr größere Projekte einzuwerben und bei uns durchzuführen. Die nun formulierten drei Profildfelder stellen Bereiche dar, in denen das Potential dazu steckt.“

Prof. Dr. Christina Bermeitinger,
Vizepräsidentin für Forschung und Wissenschaftler*innen in der Qualifikationsphase

Drei Forschungsschwerpunkte der Universität Hildesheim

Text: Elisabeth Schimpf

Im Titelbeitrag dieser Ausgabe stehen Forschungsaktivitäten im Profildfeld 3 im Mittelpunkt (siehe Seiten 2-8), die beiden anderen Profildfelder stellen wir hier im Kurzporträt vor.

Profildfeld 1: „Bildung und gesellschaftliche Teilhabe“

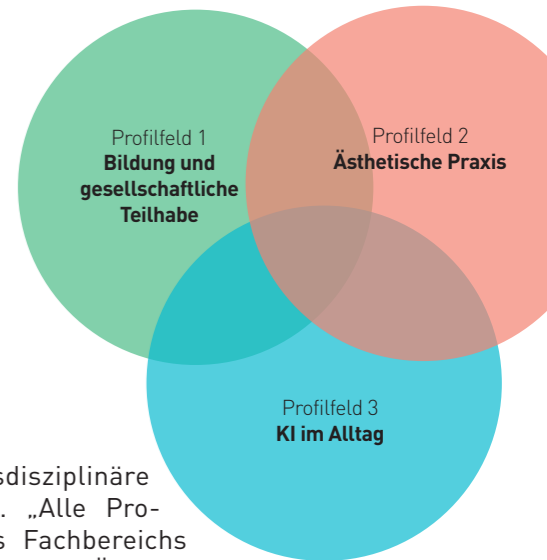
Das erste Profildfeld umfasst die Bereiche „Bildung und gesellschaftliche Teilhabe“. Die Bildungsforschung hat in den letzten Jahren gezeigt: Eine qualitative, gleichberechtigte und diskriminierungsfreie Teilhabe ist in Deutschland unzureichend möglich. Besonders problematisch ist dabei die enge Kopplung von Bildung an Herkunftsmerkmale. Zur Erklärung dieses Sachverhalts liegt umfassende Forschung vor. Aber wie dieser Kopplung entgegengewirkt werden kann – dazu besteht noch großer Wissensbedarf. Darauf setzt die Universität Hildesheim. Rund ein Drittel der 8.220 Studierenden (Stand WS 2023/24) sind für das Lehramt eingeschrieben.

„An der Universität Hildesheim besteht eine lange Forschungstradition zu Bildungssystemen, -praktiken, -übergängen und zu Bildungs- und Lernprozessen im Lebensverlauf“, berichtet Prof. Dr. Janna Teltemann, Sprecherin des Profildfelds 1. Im Fokus des Profildfelds stehen Forschungen zu frühkindlicher, schulischer, außerschulischer, politischer, kultureller und sprachlicher Bildung und Weiterqualifikation sowie zur Kinder- und Jugendhilfe und sozialen Diensten.

Profildfeld 2: „Ästhetische Praxis“

Das zweite Profildfeld „Ästhetische Praxis“ umfasst vorwiegend Forschungen aus den Künsten, Kulturwissenschaften, Medien und der Philosophie. Gebündelt werden die Themen und Perspektiven des Profildfelds durch das „Herder-Kolleg. Zen-

Mehr Informationen zu den Profildfeldern:



trum für transdisziplinäre Kulturforschung“. „Alle Professor*innen des Fachbereichs Kulturwissenschaften und Ästhetische Kommunikation sind Mitglieder im Herder-Kolleg, wodurch transdisziplinäre Forschung gewährleistet wird“, sagt die Geschäftsführerin des Kollegs Dr. Miriam Drewes.

Im Graduiertenkolleg „Ästhetische Praxis“ werden Nachwuchswissenschaftler*innen gefördert. Zehn Promovierende, drei Post-Doktoranden und weitere zehn Assoziierte profitieren von dem durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft geförderten Programm. Sie betreiben Spitzenforschung im Rahmen der „Ästhetischen Praxis“. Der Sprecher des Graduiertenkollegs Prof. Dr. Jens Roselt erklärt das Forschungskonzept wie folgt: „Wir untersuchen künstlerische Praxis, die über die Werkzentrierung hinaus geht.“ Dieser Fokus auf das künstlerische Werk sei in der Ästhetik schon seit dem 18. Jahrhundert üblich. „Wir untersuchen nicht nur Gemälde, Theaterstücke oder Romane, sondern auch die Praktiken, die mit ihrer Hervorbringung verbunden sind. Zu diesen Praktiken zählen wir sowohl die Erarbeitung künstlerischer Produktionsprozesse in Ateliers, auf Probebühnen und an Schreibtischen, als auch die Rezeption von Kunst und populärer Kultur durch ein Publikum.“ Dr. Miriam Drewes aus dem Herder-Kolleg fasst zusammen: „Die enge Verzahnung von ästhetischer Praxis im weiten Sinne und Theorie macht dieses Profildfeld aus.“

Fokus auf KI im Alltag: Zentrum für Digitalen Wandel stellt sich neu auf

Agendasetting für die Forschung und die Entwicklung neuer Formate rücken in den Blick

Text: Sara Reinke

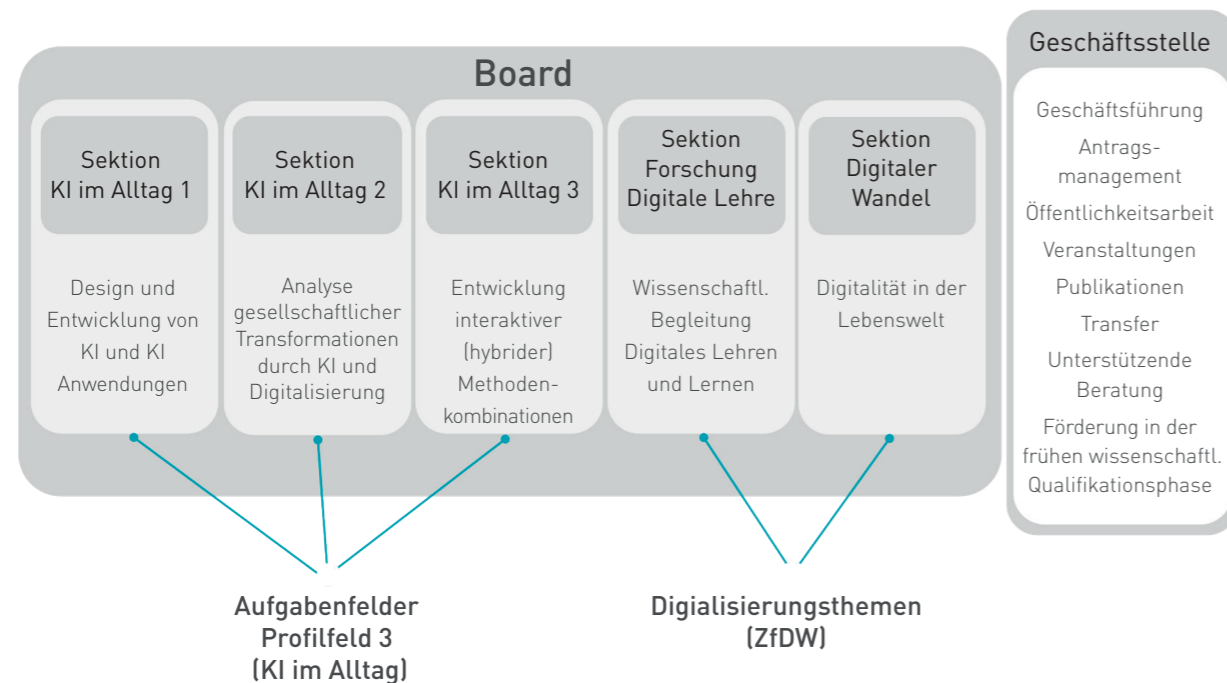
Forschungsaktivitäten des Profildes KI im Alltag sollen künftig über das Zentrum für Digitalen Wandel (ZfDW) initiiert, koordiniert und abgebildet werden. „Wir haben uns bisher vor allem als Service-Zentrum verstanden – ab 2024 richtet sich das ZfDW als Forschungszentrum aus“, sagt Vorstandssprecher Prof. Dr. Ralf Knackstedt.

Ziel sei es, Forschungsaktivitäten sowie die Entwicklung von neuen Forschungsformaten – nicht zuletzt mit Blick auf die angestrebte DFG-Mitgliedschaft – voranzubringen. Fünf Fach-Sektionen sollen dafür unter dem Dach eines übergeordneten Boards zusammenwirken (siehe Grafik).

Im Rahmen der Veranstaltungsreihe DIGITARIUM tauschten sich im Januar 2024 Wissenschaftler*innen aller im Profildes vertretenen Fachbereiche zur Neuorganisation des Zentrums aus und entwickelten erste Ideen für eine Auftaktpublikation in Form eines wissenschaftlichen Sammelbands.

Diskutiert wurden auch die vorhandene und zukünftig erforderliche IT-Infrastruktur zur Forschungsunterstützung und die Frage, wie diese organisatorisch verankert und strategisch weiterentwickelt werden kann. Prof. Dr. Julia Rieck skizzierte als Ansprechperson für das Profildes KI im Alltag denkbare Wege zu am-

bitionierten Forschungsformaten. „Wir wollen die Neuausrichtung des Zentrums noch in der ersten Jahreshälfte 2024 auf den Weg bringen“, kündigte Knackstedt an und übermittelte zugleich die Bereitschaft des bisherigen Vorstands zu personellen Veränderungen. Neben der Möglichkeit einer formalen Mitgliedschaft inklusive Gremienarbeit schlug Knackstedt auch eine Form der informellen Mitgliedschaft vor für Wissenschaftler*innen, die eher punktuell thematisch mitwirken möchten. Die Einschreibung und Zuordnung zu einer der fünf Sektionen steht allen interessierten promovierten Wissenschaftler*innen der Universität Hildesheim offen. Ansprechpartner ist Prof. Dr. Ralf Knackstedt.



Wie der Dokortitel aufs Türschild kommt

Eine gelingende Promotion erfordert organisatorisches Geschick und den Durchblick durch ein komplexes System.



Dr. Svea Korff ist Geschäftsführerin des Hildesheimer Graduiertenzentrums. Foto: Carolin Ehlke

Text: Viktoria Helene Ong

Was eine Promotion ist und wozu sie befähigt
Eine Promotion erfolgt im Rahmen eines Promotionsverfahrens: Promovierende erwerben die Befähigung zum selbstständigen wissenschaftlichen Arbeiten und können dies mit Abschluss der Promotion nachweisen. Erfolgreich abgeschlossen ist eine Promotion Eintrittskarte und Voraussetzung, um langfristig in der Wissenschaft tätig zu sein. Sie hat in und außerhalb der Wissenschaft eine hohe Signalwirkung.

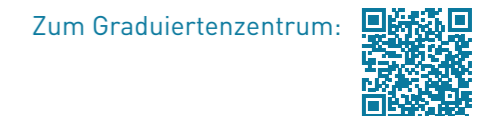
Diese Wege gibt es
Es wird grundsätzlich zwischen **Individualpromotion** und **strukturierter Promotion** in Promotionsprogrammen, wie zum Beispiel in Graduiertenkollegs, unterschieden. Weiter kann differenziert werden zwischen der sogenannten „externen“ Promotion neben einer Erwerbstätigkeit außerhalb der Wissenschaft und der Promotion, während derer Promovierende an einer Fakultät, einem Fachbereich oder einem Institut im Wissenschaftssystem angestellt sind.

Die **Individualpromotion** ist nach wie vor der klassische Weg. Laut der Statistik der Promovierenden des Statistischen Bundesamts von 2022 promovierten 41.583 der insgesamt 205.302 Doktorandinnen und Doktoranden innerhalb Deutschlands in strukturierten Programmen. In Hildesheim promovierten 2021/22 die meisten Personen individuell und extern, das heißt 44 (12%) von 512 in strukturierten Programmen. Dennoch sind auch **strukturierte Promotionsprogramme** an unserer Universität vertreten, wie etwa das Graduiertenkolleg Ästhetische Praxis. Diese Programme bieten in der Regel eine Betreuung im Team über eine bestimmte Laufzeit, eine Einbindung in eine Peergroup und eine geregelte Finanzierung. Für eine bessere Einbindung und Unterstützung der Individualpromovierenden plant die UHi verstärkt, auf Promotionsstudiengänge zu setzen.

Promotionsdauer
Je mehr Zeit Promovierende pro Woche für ihre Promotion einräumen können, desto schneller kommen sie voran. Die im Durchschnitt kürzeste Promotionsdauer

wird in strukturierten Programmen erreicht: Hier reichen durchschnittlich 4 Jahre für die Promotion. Die Promovierenden, die in einem Forschungsprojekt arbeiten oder eine (Qualifikations-)Stelle innehaben, brauchen durchschnittlich 4,5 bis 4,6 Jahre. Die meiste Zeit investieren die extern Promovierenden: Bis zum Erhalt ihres Dokortitels vergehen im Schnitt 4,8 Jahre.

Allein oder in der Gruppe
Welcher Weg für einen selbst passt, kann nur individuell beantwortet werden und die Antwort kann sich im Verlauf des Promotionsprozesses ändern. Sofern die eigene Forschungsfrage ideal in einen vordefinierten und bereits existierenden Dachverband passt, spricht viel für eine strukturierte Promotion. Dazu ist zur passenden Zeit aber eine Ausschreibung für Plätze in dem entsprechenden Programm erforderlich, für die die Zugangshürde erfolgreich genommen werden muss. Wer eigene Wege gehen möchte und sich durch eine vorgegebene Struktur zu stark eingeschränkt fühlt, ist vielleicht mit einer Individualpromotion besser beraten. Parameter wie die Forschungsinfrastruktur und die Betreuungssituation spielen eine große Rolle im Promotionsprozess und sollten bei der Entscheidung stets mitbedacht werden. Hilfreich ist zudem, die eigene Arbeitsweise zu reflektieren: Auch, wenn die Themenwahl im Rahmen einer Individualpromotion ‚freier‘ wirken mag, kann es sein, dass einem eine Zeitstruktur und die Einbindung in eine Gruppe bessere Möglichkeiten bietet, um voranzukommen. Eine Promotion an einem Institut oder in einer Arbeitsgruppe gewährt hingegen wertvolle Einblicke in das Wissenschaftssystem – wie in die Lehre, die Förderlandschaft oder Verwaltungsprozesse.



Promotionsvorhaben aus den vier Fachbereichen stellen wir beispielhaft auf den Seiten 14-15, 22-23, 28-29 und 36-37 vor.

Welche Rolle die Kultur bei der Diagnose von psychischen Erkrankungen spielt

My Research

Promovendin: Dr. Ronja Runge

Thema: Kulturübergreifende Vergleichbarkeit von Elternberichten über emotionale und Verhaltensprobleme ihrer Kinder: Bias erkennen, verstehen und korrigieren

Fachbereich: 1 - Erziehungs- & Sozialwissenschaften

Fach: Psychologie

Arbeitsprozess: Herbst 2017 - August 2023

Betreuerin: Prof. Dr. Renate Soellner, Professorin für Methodenlehre am Institut für Psychologie



Dr. Ronja Runge ist Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Psychologie der Universität Hildesheim.
Foto: privat

Thema meiner Doktorarbeit:

Ich habe die Vergleichbarkeit von Screening-Ergebnissen zwischen Kulturen untersucht - da muss ich kurz ausholen: In der Psychologie wird in der Diagnostik (zum Beispiel vor einer Therapie) oftmals im ersten Schritt ein Screening durchgeführt, um potenziell vorliegende psychische Störungen oder Probleme (zeit- und kosteneffizient) zu identifizieren. Das heißt, Patient*innen bekommen zunächst einen Fragebogen, auf dessen Basis man eine erste Einschätzung zum Störungsbereich machen kann. Danach erst fängt bei entsprechenden Ergebnissen des Screenings die „richtige“ Diagnostik mit persönlichen Gesprächen und weiteren Instrumenten an.

Die Forschungsfragen:

Die Screening-Instrumente werden in der Regel in westlich industrialisierten Gesellschaften entwickelt, meistens in Großbritannien und den USA, manchmal auch in Deutschland. Jetzt setzt man sie aber bei Menschen ein, die aus ganz verschiedenen kulturellen Gruppen kommen. Im internationalen Vergleich und auch innerhalb einer Migrationsgesellschaft, wie etwa Deutschland eine ist, haben wir unterschiedliche kulturelle Gruppen. Es stellt sich die Frage: Gibt es dieses Konzept – ein sehr westlich geprägtes Konzept – von psychischen Erkrankungen, überhaupt in anderen kulturellen Gruppen? Ich glaube, es wird unterschätzt, wie stark Kultur prägt: Was wir wahrnehmen, wie wir berichten, was wir normal finden und was wir nicht normal finden, wird davon stark beeinflusst.

Angenommen, ich habe einen Fragebogen, der ursprünglich aus den USA kommt. Ich verwende ihn in Deutschland – dementsprechend wurde er bereits an den deutschen Kontext adaptiert. Dann füllen aber Patient*innen aus dem türkischen oder russischen Kulturkreis diesen Fragebogen aus. Da kann es zu falschen Ergebnissen kommen, weil ihr kultureller Hintergrund nicht berücksichtigt wurde. Möglicherweise erfragt der Fragebogen Aspekte, die in den Kulturen gar nicht relevant für psychische Erkrankungen sind. Oder es fehlen Aspekte, die es sind.

Es gibt noch eine andere Stufe von fehlender Vergleichbarkeit und das sind Unterschiede in der Kommunikation. Ein Beispiel: In manchen Kulturen ist es normal, möglichst moderat zu antworten, nicht zu übertreiben, zu sagen: „Nein, bei meinem Kind ist es gar nicht so schlimm“. Und in anderen Kulturen ist es Menschen total wichtig, das Problem ganz deutlich zu machen. Die Eltern kreuzen dann an, dass es ihrem Kind extrem schlecht geht. Diese Werte haben unterschiedliche Bedeutungen und können so nicht miteinander verglichen werden. Aber es gibt Lösungen in der Wissenschaft, wie die Ergebnisse wieder vergleichbarer gemacht werden können.

Wissenschaftler*innen würden sich mit Hilfe von statistischen Methoden angucken: Sind die dahinter liegenden psychischen Erkrankungen in verschiedenen Kulturen dieselben? Ist eine Depression das gleiche in Deutschland wie in anderen Kulturkreisen? Oder ist sie auch in verschiedenen Kulturkreisen innerhalb Deutschlands dasselbe? Es gibt statistische Methoden, um kleinere Unterschiede in den Konstrukten und der Art, zu antworten, zu korrigieren. Wenn sich die Konzepte fundamental unterscheiden, dann kann eine Vergleichbarkeit aber nicht mehr hergestellt werden.

Das Forschungssetting:

Ich habe mir Fragebögen von Eltern angeschaut, die über das Problemverhalten ihrer Kinder berichten. Da habe ich zum einen innerhalb von Deutschland Deutschstämmige ohne Migrationshintergrund, russischstämmige und türkischstämmige Personen miteinander verglichen. Zum anderen habe ich international verglichen mit Samples aus Deutschland, Russland, China, Mexiko und den USA.

Ich habe kumulativ promoviert und drei Studien durchgeführt. Bei der ersten Studie habe ich vorhandene Daten vom Robert Koch-Institut genutzt und rein statistisch geguckt, wie sich die Antworten der Personen voneinander unterscheiden. In der zweiten und dritten Studie habe ich in Form von Online-Studien selbst Daten erhoben und mit sogenannten Ankervignetten Vergleichbarkeit getestet beziehungsweise versucht, fehlende Vergleichbarkeit zu korrigieren.

Herausforderungen während der Promotion:

Für meine Studie habe ich eine sehr spezifische Stichprobe gebraucht: Eltern von vier- bis zwölfjährigen Kindern aus verschiedenen kulturellen Gruppen. Mit den passenden Personen in Kontakt zu kommen und sie zur Teilnahme zu motivieren – das war auf jeden Fall eine Herausforderung, vor allem während der Corona-Pandemie. Was ich allgemein herausfordernd fand, ist es, sich selbst begrenzen zu müssen: Am Anfang liest man unendlich viel und muss irgendwann aufhören zu lesen. Es gibt leider nicht diesen Punkt, an dem man alles gelesen hat. Irgendwann muss man einfach sagen, jetzt ist Schluss. Und dann führt man eine Studie durch und muss sich in den Fragen begrenzen, die man stellen möchte. Später muss man das Paper schreiben und sich auch dort begrenzen.

Mein Rat für Promovierende:

Bei Studien habe ich gelernt: Weniger ist mehr. Lieber die eine Frage beantworten, um die es hauptsächlich geht und nicht versuchen, drei Mal abzubiegen. Beim Schreiben ist es hilfreich, andere drüberschauen zu lassen. Der Austausch mit anderen Promovierenden ist auch super wichtig. Bei uns im Institut gibt es zum Beispiel ein Promotionskolloquium, in dem man Feedback von anderen bekommen kann – unbedingt nutzen! Alles, was man am Anfang an Feedback bekommt, macht man im späteren Prozess nicht mehr falsch.

Aufgezeichnet von Elisabeth Schimpf



Dr. Ronja Runge bei der jährlichen Konferenz der „European Health Psychology Society“ in Bratislava, Slowakei im Jahr 2022.
Foto: Lena Fellbaum

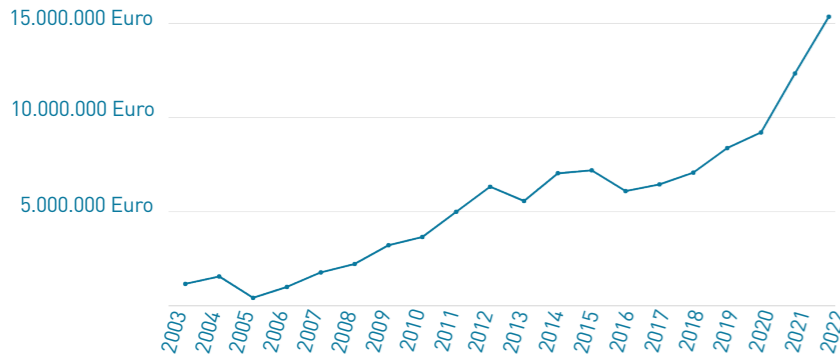
Das sagt Betreuerin Prof. Dr. Renate Soellner

Mit ihrer Forschung zur Vergleichbarkeit von Screeningergebnissen bei Menschen aus unterschiedlichen kulturellen Gruppen greift Frau Runge eine zunehmend wichtige Frage innerhalb von Migrationsgesellschaften auf. Ihre Erkenntnisse sind für die diagnostische Praxis in Migrationsgesellschaften von besonderer Relevanz. Darüber hinaus sind ihre Ergebnisse ebenso richtungsweisend für die Diskussion um die Vergleichbarkeit von Screening-Ergebnissen über verschiedene Länder und Kulturkreise wie zum Beispiel USA, China, Russland und Deutschland hinweg.

Mit ihrer Promotion liefert sie wichtige Impulse für weitergehende Forschung und gibt Empfehlungen, wie das zugrunde liegende westlich geprägte Denkmodell in der Anwendung auf andere Kulturen hinterfragt und korrigiert werden kann.

Zahlen, Daten, Forschung

Entwicklung der Drittmittelträge 2003-2022

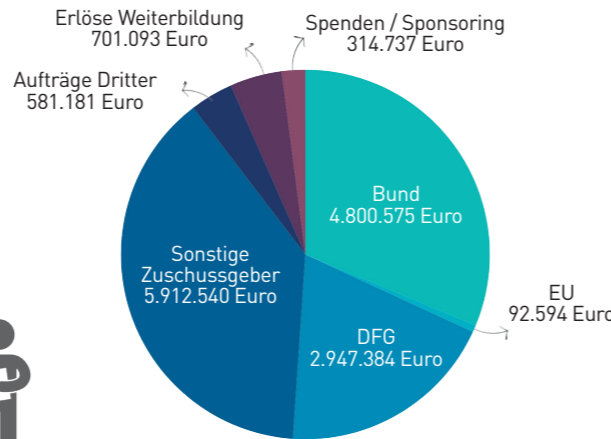


701

Promotionen

gab es an der Universität Hildesheim seit der Stiftungsgründung im Jahr 2003.

Drittmittel nach Mittelgeber - 2022

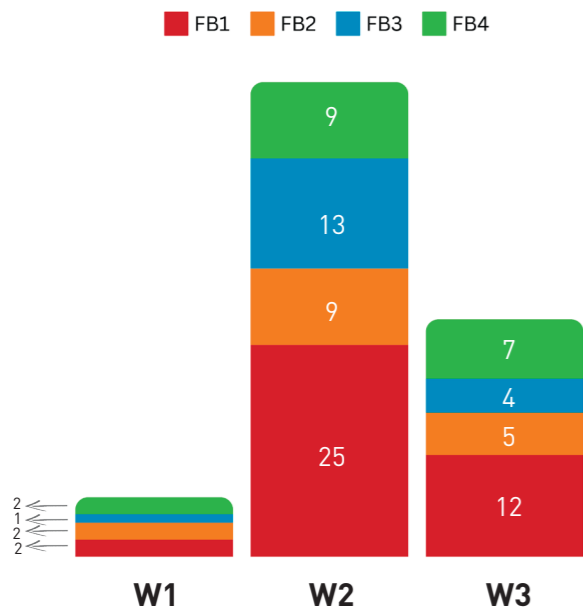


69 Jahre

alt war der **älteste Professor²** an der Universität Hildesheim (ohne Gast- und Seniorprofessuren).



Professurverteilung an der Universität Hildesheim

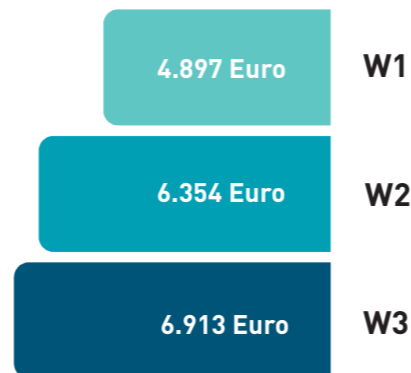


Stichtag 01.12.2022

31 Jahre

alt waren die **jüngsten Professor*innen²**, die an die Universität Hildesheim berufen wurden.

Monatliches Bruttogehalt von Professor*innen in Niedersachsen Stand März 2024



Personen mit einer W-Besoldung befinden sich in einem Beamtenstatus. Angegeben ist das Grundgehalt, das durch Zulagen aufgestockt wird.

Quelle: NLBV



78 Jahre

alt war der bisher **älteste Promovend¹** beim Abschluss der Promotion. Er hat im Institut für Geschichte promoviert.

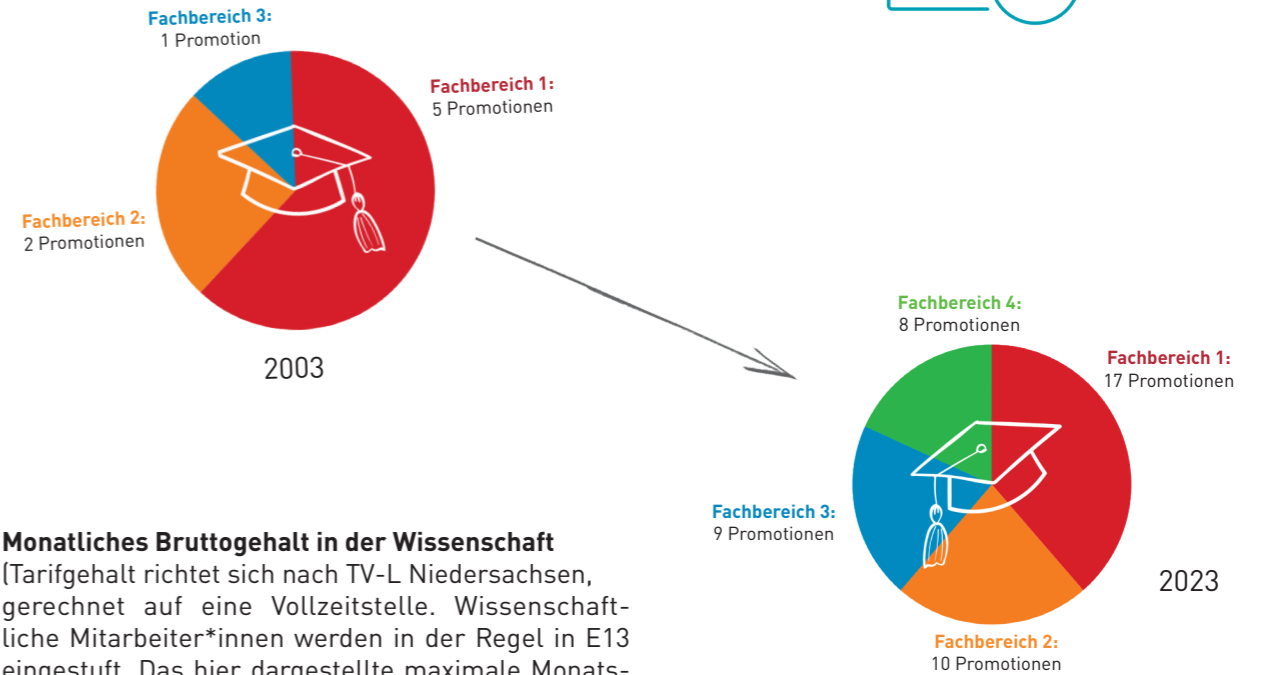
26 Jahre

alt war die **jüngste Promovendin¹** an der Universität Hildesheim beim Abschluss der Promotion. Sie hat im Institut für Deutsche Sprache und Literatur promoviert.

Wissenschaftliche Mitarbeiter*innen dürfen bislang höchstens sechs Jahre vor der Promotion und weitere sechs Jahre als Postdoc tätig sein. Die befristete Beschäftigung muss dabei „zur Förderung der eigenen wissenschaftlichen oder künstlerischen Qualifizierung“ erfolgen (WissZeitVG vom 25.5.2020). Diese Bedingungen werden derzeit neu verhandelt. Zum Redaktionsschluss dieser Ausgabe stand eine Entscheidung über eine Reform des Wissenschaftszeitvertragsgesetzes noch aus.

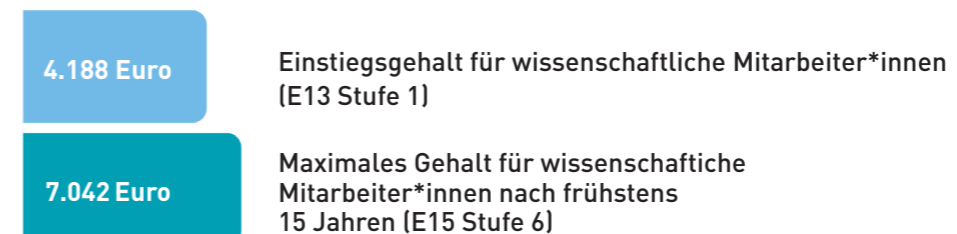
Vergleich der Promotionsverteilung von 2003 und 2023 (Fachbereich 4 gibt es erst seit 2009.)

Fachbereich 1: Erziehungs- und Sozialwissenschaften
 Fachbereich 2: Kulturwissenschaften und Ästhetische Kommunikation
 Fachbereich 3: Sprach- und Informationswissenschaften
 Fachbereich 4: Mathematik, Naturwissenschaften, Wirtschaft und Informatik



Monatliches Bruttogehalt in der Wissenschaft

(Tarifgehalt richtet sich nach TV-L Niedersachsen, gerechnet auf eine Vollzeitstelle. Wissenschaftliche Mitarbeiter*innen werden in der Regel in E13 eingestuft. Das hier dargestellte maximale Monatsbrutto ist nur bei E15, Stufe 6, erreichbar.)



Quelle: NLBV



Alle Informationen sofern nicht anders angegeben: Stabsstelle Hochschulentwicklung/Bereich Controlling

¹ Daten zu Promovend*innen werden seit 2006 erfasst.
² Daten zu Mitarbeiter*innen werden seit 2015 erfasst.



„Wenn wir Fachkräfte wollen, müssen wir für eine plurale Gesellschaft eintreten. Die Demonstrationen gegen Rechtsextremismus sind nicht nur ein Lebenselixier für unsere Demokratie, sie helfen auch dem Wirtschaftsstandort Deutschland.“

Prof. Dr. Hannes Schammann

Mehr Sachlichkeit in der Migrationsdebatte – zur Forschung der Migration Policy Research Group

Überforderungsrufe von Kommunen, rechtspopulistische Proteste und eine hektische Gesetzgebung auf Bundesebene bestimmten zuletzt die Migrationsdebatte in Deutschland. Mit mehreren Kurzstudien bringt die Migration Policy Research Group der Universität Hildesheim mehr Sachlichkeit in die Debatte. Zusätzlich arbeitet sie mit Langzeitforschungsprojekten wie Match'In an konkreten Lösungen.

Text: Elisabeth Schimpf | Foto: Christiane Brandau

Die Forschungsgruppe Migrationspolitik setzt derzeit zahlreiche Forschungsprojekte um. Aufsehen erregt besonders ein Algorithmus zur besseren Verteilung Asylsuchender. Diesen hat das Team gemeinsam mit der Arbeitsgruppe Software Systems Engineering (Prof. Dr. Klaus Schmid) und Kolleg*innen von der Universität Erlangen über drei Jahre lang entwickelt. Mit an Bord sind auch die zuständigen Ministerien in Niedersachsen, Nordrhein-Westfalen, Hessen und Rheinland-Pfalz. Seit Februar 2024 werden die ersten Geflüchteten nach den Vorschlägen der Software ihren künftigen Wohnorten zugewiesen. „Der Algorithmus bringt die Bedürfnisse und Voraussetzungen der Geflüchteten in größtmögliche Übereinstimmung mit den vorhandenen Strukturen in den Kommunen“, erklärt Hannes Schammann. „Wenn das klappt, könnte Match'In die Zuweisungspraxis revolutionieren.“

Schutzsuchende geben ein breites Feld an individuellen Eigenschaften, Bedürfnissen, Präferenzen und Fähigkeiten in die Software ein. Dazu gehören beispielsweise soziale Bindungen (Familie und Freunde), Sprachkenntnisse, Wohnsituation, Arbeitserfahrung, Bildung, Freizeit, Sport und Kultur, Anschluss an eine LGBTQ*-Community sowie Gesundheitsthemen. Die Kommunen benennen ihre Rahmenbedingungen für Integration: Wohnen, Sprachkurse, Bildung, Arbeit, Gesundheit, Kultur und Freizeit, Mobilität sowie Unterstützungs- und Beratungsangebote. Diese werden mit den Kriterien auf Seiten der Schutzsuchenden in Bezug gesetzt. „Kommunen bekommen nicht mehr oder weniger Personen zugewiesen als bisher, Geflüchtete können sich bei uns auch nicht aussuchen, wohin sie gehen. Aber Match'In versucht, allen Beteiligten die bestmöglichen Startchancen für eine gemeinsame Zukunft zu geben“, konkretisiert Schammann.



Prof. Dr. Hannes Schammann ist Professor für Politikwissenschaft mit dem Schwerpunkt Migrationspolitik an der Universität Hildesheim. Er leitet die Migration Policy Research Group, die in Theorie und Praxis die Lage von Geflüchteten und den zuständigen Ämtern verbessern möchte.

Foto: Daniel Kunzfeld

Ziel Deutschland? Der Blick von außen

Wenn Menschen überlegen, ihre Heimat zu verlassen, prüfen sie die politische Lage in den potentiellen Zielstaaten. Sie treffen ihre Entscheidung auch anhand der Nachrichten, die in den Medien dominieren. Ein rechtsextremer Geheimplan zur „Remigration“, wie er seit November 2023 haufenweise Schlagzeilen brachte, lasse Deutschland als potentielles Einwanderungsland ungeeignet erscheinen – auch für Fachkräfte. „Wenn wir Fachkräfte wollen, müssen wir für eine plurale Gesellschaft eintreten“, sagt Schammann. „Die Demonstrationen gegen Rechtsextremismus sind nicht nur ein Lebenselixier für unsere Demokratie, sie helfen auch dem Wirtschaftsstandort Deutschland.“



Folge 29
Außer Kontrolle?
Was Wissenschaft zur
aktuellen Migrationsdebatte
zu sagen hat
mit Prof. Dr. Hannes Schammann



Folge 13
Ein Match für die Zukunft:
Wie die kommunale Verteilung von
Schutzsuchenden
verbessert werden kann
mit Dr. Danielle Kasparick (ehemals Gluns)

Studie zur Situation der Ausländerbehörden (Oktober 2023)

Zentrale Erkenntnisse der Studie mit 90 befragten Ausländerbehörden sind, dass zu wenig Personal zu viele Fälle bearbeitet und die überkomplexe Gesetzeslage sich zu häufig ändert. Die Autor*innen schlagen vor, dass das Recht entrümpelt, Personal besser ausgebildet und bezahlt sowie die Digitalisierung vorangetrieben werden muss.



Studie zur Integration als Pflichtaufgabe – Holzweg oder Königsweg zu krisenfesten kommunalen Strukturen? (Februar 2024)

Soll und kann Integration zu einer kommunalen Pflichtaufgabe werden? Dieser Frage ging die von der Beauftragten der Bundesregierung für Migration, Flüchtlinge und Integration geförderte Studie zwischen August 2023 und Februar 2024 nach. Die Migration Policy Research Group der Universität Hildesheim führte sie gemeinsam mit dem Forschungsbereich Migration, Flucht und Integration der Universität Erlangen-Nürnberg durch. Die zentrale Erkenntnis: Integrationsarbeit nachhaltig zu verankern ist komplex – aber auf verschiedenen Wegen machbar. Jetzt ist die politische Praxis am Zug.



Die Stabsstelle Forschung und Transfer

Das Angebot der Stabsstelle Forschung und Transfer steht allen Forschenden der Universität offen. Christiane Brandau, Markus Weißhaupt und Stefanie Hankel unterstützen Wissenschaftler*innen bei der Entwicklung von Forschungsanträgen, angefangen von ersten Ideen für ein Projekt bis zur Abgabe des Antrags. Dabei helfen sie bei der Suche nach einer passenden Förderung, beraten zu strategischen und praktischen Fragen und geben auf Wunsch Feedback zu Antragsentwürfen.

Neben einem Fokus auf die nationalen Forschungsförderer wie die Deutsche Forschungsgemeinschaft, die Bundesministerien oder Stiftungen bietet die Stabsstelle Forschung und Transfer seit kurzem auch eine umfassende Betreuung von Antragstellungen in EU-Programmen an, gemeinsam mit dem EU-Hochschulbüro Hannover/Hildesheim (siehe unten).

Bei jedem Vorhaben behält das Team der Stabsstelle im Blick, welche weiteren Einrichtungen einbezogen werden müssen, etwa um einen Finanzplan zu kalkulieren oder rechtliche Fragen zu klären. Außerdem beraten sie zu übergreifenden Fragen im Bereich Wissenstransfer und Kooperationen.

Ab Frühjahr 2024 wird das Spektrum um spezielle Informations- und Beratungsangebote für Postdocs ergänzt. Diese sollen auf ihrem wissenschaftlichen Karriereweg begleitet und bei der erfolgreichen Einwerbung von Drittmitteln unterstützt werden.



Christiane Brandau und Markus Weißhaupt unterstützen gemeinsam mit Stefanie Hankel (nicht im Bild) Wissenschaftler*innen bei der Antragsstellung.
Foto: Stabsstelle Forschung und Transfer

Zur Website der Stabsstelle
Forschung und Transfer:



Befragung „Am Limit? Kommunale Unterbringung von Geflüchteten“ (November 2023)



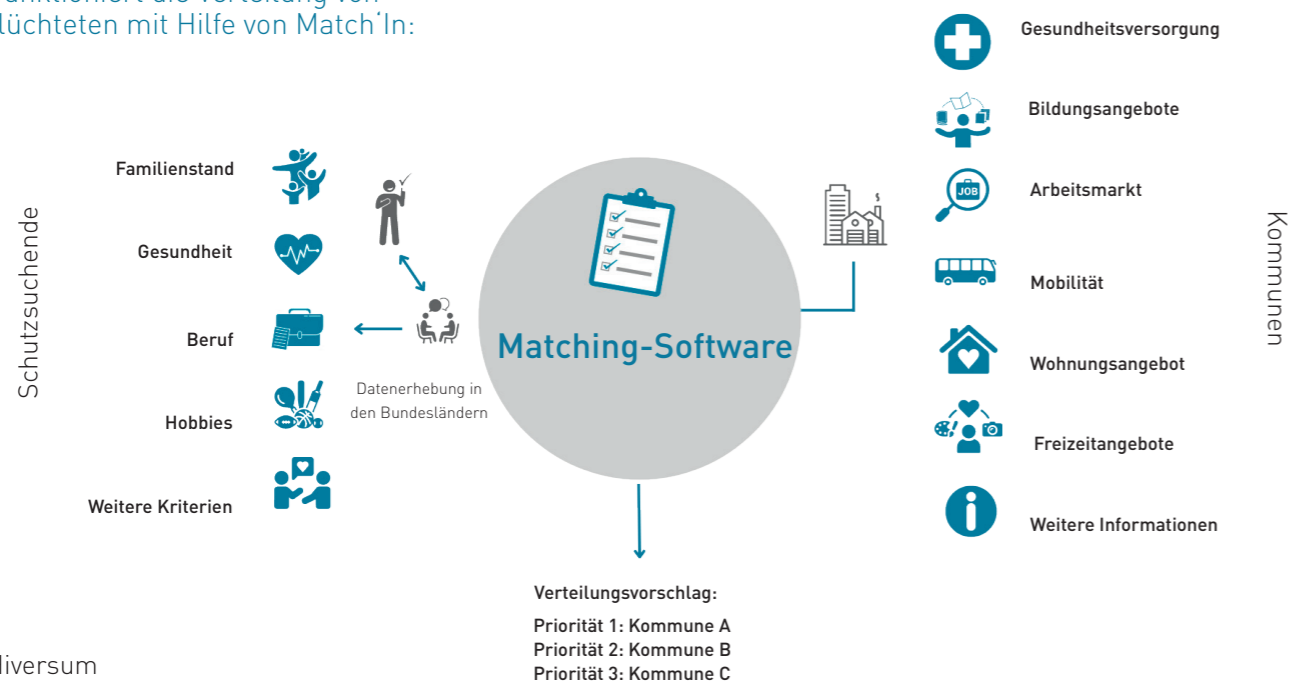
Die Befragung lieferte im Herbst 2023 erstmals Zahlen und differenzierte Einschätzungen zu einer aufgeregten Debatte. Von 600 befragten Kommunen, beschrieben knapp 60 Prozent die Lage als „herausfordernd, aber (noch) machbar“. 40 Prozent berichteten hingegen von einer „Überlastung“ beziehungsweise sahen sich „im Notfallmodus“. Nur sechs Prozent nutzten Sporthallen für die Unterbringung von Geflüchteten.

Kurzexpertise zur Fachkräfteanwerbung in ländlichen Räumen (Januar 2024)

In der Kurzexpertise aus dem Programm „Land.Zuhause.Zukunft“ wird in 19 Handlungsempfehlungen beschrieben, was Landkreise für eine erfolgreiche Fachkräftesicherung tun können. Dazu gehören die Errichtung strategischer Netzwerke, die systematische Erfassung lokaler Bedarfe und Ressourcen, die Organisationsentwicklung von Behörden sowie der Auf- und Ausbau ländlicher Infrastrukturen.



So funktioniert die Verteilung von Geflüchteten mit Hilfe von Match'In:



Wegweiser zur EU-Förderung: das Hochschulbüro Hannover/Hildesheim

Das EU-Hochschulbüro Hannover/Hildesheim ist die erste Anlaufstelle für Forschende mit europäischen und internationalen Projektvorhaben. Dieser Service steht den Beschäftigten aller sieben Hochschulen der Region zur Verfügung. Das Team um Dr. Maike Gummert hilft bei der Suche nach der passenden EU-Ausschreibung, der Projektpartnersuche (im Rahmen des Enterprise Europe Network) und der konkreten Vorbereitung von EU-Förderanträgen. Auch bei Rechts- und Vertragsangelegenheiten sowie bei Fragen zur Projektdurchführung und Finanziellem wird unterstützt.

Die Informations- und Beratungstätigkeiten umfassen alle Fragen rund um die europäische Forschungsförderung angefangen bei Informationsveranstaltungen und Schulungen zu Förderprogrammen und Ausschreibungen über das Begleiten von Anträgen bis hin zur administrativen Betreuung bei der Durchführung von Projekten. Für Recherchezwecke informiert der EU-Info Service über europäische Fördermöglichkeiten und transnationale Ausschreibungen.

Die regionale und internationale Vernetzung hat eine wichtige Bedeutung für das EU-Hochschulbüro und beeinflusst die tägliche und strategische Arbeit maßgeblich. Es ist Teil vom EU-Reason Netzwerk, dem EU-Beratungsnetzwerk der Hochschulen in Niedersachsen. Wichtige Kooperationspartner sind die Nationalen Kontaktstellen (NKS), die Kooperationsstelle EU der Wissenschaftsorganisationen (KoWi), und das EU-Büro des BMBF.

Zur Website des EU-Hochschulbüros:



Der Weg aus der Unterdrückung: Frauen in der globalen Philosophie

My Research

Promovendin: Namita Maria Herzl

Thema: Philosophierende Frauen: Praktiken der Befreiung jenseits des eurozentrischen Kanons

Fachbereich: 2 - Kulturwissenschaften und Ästhetische Kommunikation

Fach: Philosophie

Arbeitsprozess: Oktober 2021 - 2026

Betreuerin: PD Dr. Anke Graneß, Geschäftsführerin des Reinhart Koselleck-Projekts der DFG „Geschichten der Philosophie in globaler Perspektive“



Namita Maria Herzl ist Mitarbeiterin im Reinhart Koselleck-Projekt der DFG „Geschichten der Philosophie in globaler Perspektive“ an der Universität Hildesheim. Foto: Bernhard Brus

Thema meiner Doktorarbeit:

Die Forschungsfragen sind: Inwiefern wurde Askese von den Frauen von Sulabha und Yeshe Tsogyal eingesetzt, um sich aus Unterdrückungsstrukturen zu befreien? Und: Kann Askese als philosophische Praxis verstanden werden? Es ist grundsätzlich wichtig, Frauen aus Asien, Afrika und Lateinamerika in den philosophischen Kanon miteinzubeziehen – die Philosophie, die weltweit an Universitäten gelehrt wird, ist nämlich weitgehend eurozentrisch geprägt.

Das Forschungssetting:

Ich untersuche zwei Frauen: Die erste ist Sulabha aus Indien, die um das siebte Jahrhundert vor unserer Zeit gelebt haben soll. Bei ihr weiß man nicht genau, ob sie nur eine fiktive Figur ist, aber sie kommt im Mahabharata vor – das ist das längste Epos der Welt und die wichtigste Lektüre für die hinduistische Tradition. Dann untersuche ich Yeshe Tsogyal aus Tibet, die Gefährtin des großen Meisters Padmasambhava, die selbst unglaubliche Strapazen und Gewalt auf sich genommen hat, um den asketischen Weg zu bestreiten.

Beide Frauen haben asketisch gelebt. Ich behandle Askese als eine philosophische Praxis, also als eine praktische Form des Erkenntnisweges. Askese war schon in der Antike, aber auch für Hieronymus und Marcella von Rom, Nietzsche und seinen Übermensch oder für Schopenhauer ein wichtiger Schritt auf dem Weg der (Selbst-)Erkenntnis. Askese ist eine Praxis der Entsagung von weltlichen Anhaftungen, um Begierden und destruktive Emotionen zu überwinden. Das Interessante ist, dass wir zwar einiges an Textmaterial über Askese finden, sie allerdings als philosophische Praxis nicht weitgehend untersucht wurde. Das heißt, ich hole diese Praxis ausgehend von einer philosophischen Perspektive wieder hervor, genauso wie die beiden Frauen, die bisher in erster Linie theologisch aber nur marginal philosophisch behandelt worden sind. Das hängt auch damit zusammen, dass in den Texten viel über Mystik geschrieben wurde und es nach westlichen Maßstäben keine klassischen philosophischen Texte sind.

Wie ich zu dem Thema kam:

Ich wollte meine Dissertation innerhalb des Koselleck-Forschungsprojektes „Geschichten der Philosophie in globaler Perspektive“ unter Leitung von Prof. Dr. Rolf Elberfeld schreiben, weil ich darin als wissenschaftliche Mitarbeiterin beteiligt bin (mehr zu DFG-Mitglied Prof. Dr. Rolf Elberfeld auf S. 38). Durch meine starke Zusammenarbeit mit Dr. Anke Graneß zu Frauen in der Philosophie lag dieses Thema dann nahe.

Herausforderungen der Promotion:

Die größte Herausforderung für mich war, dass ich neben der Promotion viel gearbeitet habe. Es gibt Vollstipendien, wo man nichts anderes macht, als an der Doktorarbeit zu schreiben. Wenn man dieses Stipendium nicht hat,

ist es nicht einfach, die Zeit zu finden, um an der Dissertation zu arbeiten. Soweit ich das mitbekommen habe, scheitern einige an ihrer Promotion aufgrund eines fehlenden Vollzeitstipendiums.

Das hat besonders gut geklappt:

Was meistens wirklich gut klappt, ist die Zusammenarbeit mit meiner Doktormutter Dr. Anke Graneß sowie dem Doktoradinnenkreis, der monatlich stattfindet. Dieser Austausch mit Anke Graneß und meinen Doktor-schwestern ist sehr fruchtbar, weil dadurch viele Fragen und Probleme geklärt werden.

Meine Pläne nach der Doktorarbeit:

Ich kann mir gut vorstellen, weiterhin im akademischen Rahmen zu arbeiten und an der Universität zu unterrichten. Ebenso wäre eine philosophische Praxis nach dem Schema von Konrad Paul Liessmann vorstellbar, in der ich Menschen mit philosophischer Beratung unterstützen kann, die auf dem Grundsatz des sokratischen Fragens (Mäeutik) basiert. Dann kann ich mir auch vorstellen, mehr in Richtung Kulturmanagement zu gehen. Wir werden sehen, welche Türen sich öffnen und welche sich schließen. Das Wichtigste ist meines Erachtens, dass ich mir selbst treu bleibe, wie auch immer es weitergehen wird.

Das bisherige Forschungsergebnis zusammengefasst:

Die ersten Forschungsergebnisse habe ich bereits als Paper eingereicht, das von Lena Schüssler et al. 2024 in Epistemic Injustice veröffentlicht wird. Ein Forschungsergebnis ist, dass Askese eine philosophische Praxis ist, die angewendet wird, um (Selbst-)Erkenntnis zu erlangen. Grundsätzlich wurden philosophische Praktiken, die den Körper miteinbeziehen, marginalisiert und weitgehend von der schriftzentrierten Philosophie verdrängt. Zum Beispiel wird Tanz in manchen indigenen Traditionen verwendet, um tiefere Einsicht in die menschliche Existenz oder die Natur zu erlangen. Ein wichtiger Bestandteil der afrikanischen Philosophie ist die orale Philosophie. Auch in Tibet und Indien sind mündliche Übertragungen sowie Meditation ein essenzieller Bestandteil der philosophischen Lehren. Ein weiteres Forschungsergebnis ist, dass sowohl Sulabha als auch Yeshe Tsogyal sich von patriarchalen Unterdrückungsstrukturen befreien mussten, um sich schließlich der asketischen Praxis widmen zu können.

Mein Rat für Promovierende:

Das Thema, das gewählt wird, muss ein Thema sein, für das man mit Leib und Seele brennt. Jeder Promotionsprozess hat Höhen und Tiefen, aber mein Thema war immer eines, hinter dem ich voll und ganz stehen konnte und das mich begeistert hat. Das ist glaube ich essentiell, um auch die Tiefen durchzuhalten. Es ist wichtig, das Gefühl zu haben, etwas Sinnvolles zu machen.

Aufgezeichnet von Elisabeth Schimpf

Das sagt Betreuerin PD Dr. Anke Graneß

Im Rahmen ihres Promotionsthemas „Philosophierende Frauen: Praktiken der Befreiung jenseits des eurozentrischen Kanons“ widmet sich Frau Herzl gleich zwei wichtigen Fragen der Philosophiegeschichte: Dem Ausschluss von philosophierenden Frauen aus der Geschichte unserer Disziplin und der Frage danach, welche Praktiken des Philosophierens neben dem Schreiben und Lesen, die heute gemeinhin mit dem Philosophieren verbunden werden, relevant sind. Darüber hinaus öffnet sie den Horizont der Philosophie über den europäischen Rahmen hinaus, was leider in unserer Disziplin keine Selbstverständlichkeit ist. Das Promotionsvorhaben ist ein wichtiger Beitrag zu einer globalen Philosophiegeschichte, die sich nicht nur interkulturell öffnet, sondern zugleich eine intersektionale Perspektive einnehmen und dabei auch ein breiteres Spektrum an philosophischen Ausdrucksformen und Praktiken in den Blick nehmen muss.





„Die Verhandler*innen blenden Teilaspekte aus, um die Entscheidungsfindung zu vereinfachen.“

Dr. Johann Majer

Denn sie sehen den Wald vor lauter Bäumen nicht

Wie künftige Generationen bei der Ressourcenverteilung vergessen werden

Text und Fotos: Sara Reinke

Man stelle sich einen Wald vor, der zu gleichen Teilen zwei Personen gehört. Die Baumarten sind über die Fläche gleichmäßig verteilt. Waldbesitzerin A benötigt ausschließlich Nadelholz, Waldbesitzer B kann nur Laubholz gebrauchen. Wie lässt sich dieser Konflikt lösen? Wahrscheinlich kommen Frau A und Herr B auf die Idee, miteinander zu verhandeln. Vielleicht gestehen sie sich gegenseitig Einschlagrechte zu oder tauschen bereits geerntetes Holz nach bestimmten Regeln, die den Wert der jeweiligen Holzart berücksichtigen. Eine perfekte Lösung – auf den ersten Blick. Doch was die Parteien auf der Suche nach ihrem maximalen Profit nicht bedacht haben: Wenn sie das zur Verfügung stehende Holz untereinander optimal aufteilen, bleiben dann noch genug Bäume stehen, damit auch zukünftige Generationen die nachwachsende Ressource Holz nutzen können?

Genau diese Fragestellung fällt in derartigen Verhandlungen typischerweise sprichwörtlich unter den Tisch, sagt Dr. Johann Majer vom Institut für Psychologie. Mit einem Forschungsteam der Universität Hildesheim und der Leuphana Universität Lüneburg hat er in einer experimentellen Studie mit insgesamt 524 Teilnehmenden untersucht, welche Konfliktlösungsstrategien zur Anwendung kommen, wenn es um die Verteilung von natürlichen Ressourcen geht. „Interessanterweise gehen die Personen im Experiment fast automatisch davon aus, dass es sich um ein Nullsummenspiel handelt“, berichtet Majer. Sie verhandeln also von vornherein so, dass jede Partei die zur Verfügung stehenden Ressourcen maximal ausbeutet, also in dem genannten Beispiel den Baumbestand komplett rodet. Sie lösen damit den für sie offensichtlichen – intragenerationalen – Konflikt und missachten die darunterliegende zweite – intergenerationale – Konfliktebene. Das Dilemma: Die Verhandlungspartner*innen zukünftiger Generationen können noch nicht für sich selbst sprechen, aus dem einfachen Grund, dass sie noch nicht geboren wurden. Die gegenwärtigen Verhandler*innen müssten also zugunsten einer unsichtbaren dritten Partei auf eigenen Profit verzichten. Doch selbst dann, wenn in dem experimentellen Setting diese „Kosten“ herausgerechnet werden – zum Beispiel, indem für nicht-



Dr. Johann Majer vom Institut für Psychologie der Universität Hildesheim forscht zu der Frage, wie in Ressourcenkonflikten auch die Interessen künftiger Generationen berücksichtigt werden.

gefällte Bäume Kompensationsszahlungen geleistet werden, behalten die Verhandlungspartner*innen vor allem ihre eigene Situation im Blick. Sie treffen Vereinbarungen, die für sie selbst in der Gegenwart deutlich besser sind als für die zukünftige Generation, obwohl ihnen durch deren Berücksichtigung kein Nachteil entstanden wäre. Dieses Ergebnis verändert sich auch dann nicht, wenn die im Experiment dargestellten Folgewirkungen für zukünftige Generationen gravierender werden. „Wir vermuten, das ist ein kognitives Problem“, sagt Majer, „die Verhandler*innen blenden Teilaspekte aus, um die Entscheidungsfindung zu vereinfachen.“ Der multidimensionale Konflikt, in den die Parteien zugleich mit ihren gegenwärtigen Gegenspieler*innen und den zukünftigen Generationen verwickelt sind, macht es für sie schwierig, effiziente und faire Vereinbarungen zu finden.

Das Forschungsteam hat seine Erkenntnisse zu den Herausforderungen intergenerationaler Verhandlungen und deren weitreichenden Auswirkungen im September 2023 in einem Paper mit dem Titel „Verhandlungsführer der gegenwärtigen Generationen setzen ihre Interessen auf Kosten der zukünftigen Generationen um“ („Present generation’s negotiators realize their interests at the cost of future generations“)

im *Journal of Environmental Psychology* veröffentlicht.

Die Studie gehört zu den ersten, die untersucht, wie bei Verhandlungen der Gegenwartsgeneration die zeitverzögerten Auswirkungen auf andere in der Zukunft berücksichtigt werden, beziehungsweise, welche Hinderungsgründe dem entgegenstehen. Sie liefert damit auch Ansatzpunkte für politische Maßnahmen, die auf die Realisierung der Interessen der zukünftigen Generation abzielen.



Hier geht's zum Journal!

Die wichtigsten Erkenntnisse im Überblick:

Selbstbezogene Abwägungen: Wenn die gegenwärtigen Verhandlungsführer Kosten tragen mussten, um die Interessen der zukünftigen Generationen zu realisieren, lagen die Vereinbarungen eindeutig im Interesse der gegenwärtigen Generation.

Tendenz, zukünftige Interessen zu ignorieren: Selbst wenn die gegenwärtigen Verhandlungsführer nur die Präferenzen der zukünftigen Generationen berücksichtigen und umsetzen mussten, blieb die Voreingenommenheit für kurzfristige Gewinne bestehen.

Beharrlichkeit trotz schwerwiegender Konsequenzen: Diese Priorisierung gegenwärtiger Interessen über die Interessen zukünftiger Generationen setzte sich selbst dann fort, wenn die Konsequenzen für zukünftige Generationen immer schwerwiegender wurden.

So funktioniert das Experiment

An einem Tisch im Labor sitzen sich zwei Personen gegenüber, die jeweils über eigene Informationen zu einer Ausgangssituation verfügen, in der es um die Verteilung von erschöpflichen Ressourcen geht. Das kann der genannte Baumbestand in einem fiktiven Wald sein, die Fischpopulation in einem fiktiven Meer oder ein beliebiges anderes Szenario. Die Personen repräsentieren Parteien mit unterschiedlichen Interessen und gehen davon aus, dass die Maximierung ihrer eigenen Interessen Ziel des Experiments sei. Dabei sind sie zur Lösung des Problems auf das Entgegenkommen der jeweils anderen Partei angewiesen. Was sie nicht wissen ist, dass es sich eben nicht um ein Nullsummenspiel aus Sicht der gegenwärtigen Parteien handelt, sondern eine Win-Win-Situation möglich ist, in der auch zukünftige Generationen profitieren, ohne dass den aktuellen Verhandlungspartner*innen ein Nachteil entsteht.

Die Studie, die in fünf sozial-interaktiven Experimenten mit insgesamt 524 Teilnehmenden durchgeführt wurde, wies jedoch eine ernüchternde Bilanz auf: Verhandlungsführer*innen der gegenwärtigen Generation priorisierten in der überwiegenden Zahl der Fälle ihre kurzfristigen Interessen über diejenigen der zukünftigen Generationen.

In ihrem Paper unterstreichen die Wissenschaftler*innen daher die Bedeutung der Berücksichtigung der langfristigen Konsequenzen von Konfliktlösungen und betonen die Verantwortung, die Entscheidungsträger gegenüber zukünftigen Generationen tragen.



„Hast du noch ein paar Laubbäume für mich?“
– Doktorandin Laura Stalenhoef (links) und Studentin Viktoria Viedt stellen im Psychologie-Labor die Verhandlungssituation nach, die in den Experimenten untersucht wird.
Foto: Sara Reinke

Wie man Wissen weiterträgt

Aufbereitung von Forschungsinhalten für ein nicht-universitäres Publikum

Text: Sara Reinke

Der Erkenntnis- und Wissenstransfer in die Gesellschaft ist als Teil der Third Mission eine Kernaufgabe von Hochschulen, in der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler die Hauptakteure sind. Damit legen die Hochschulen öffentlich Rechenschaft ab über ihre Aktivitäten, kommen ihrem Bildungsauftrag nach und tragen dazu bei, die Bedeutung von Wissenschaft herauszustellen und zu ihrer Glaubwürdigkeit beizutragen. Gute Wissenschaftskommunikation ist mehr als ein einseitiges In-die-Welt-Pusten von Informationen. Sie schafft Orientierung, bietet Problemlösungen, steuert Aufmerksamkeit, ermöglicht Austausch und weckt im besten Fall Neugier, Interesse und Begeisterung. Es lohnt sich also, dem Schritt vom Schreibtisch in die Öffentlichkeit nicht als zähe Pflichterfüllung im Rahmen von Förderauflagen nachzukommen, sondern ihn als Chance zu sehen – nicht zuletzt auch zur persönlichen Weiterentwicklung und Bereicherung.

Vier Leitfragen für die Wissenschaftskommunikation



Was sind die Ziele der Kommunikation?

Neben den in der Einleitung genannten allgemeinen Zielen, zur Verbreitung von Wissen beizutragen und das Vertrauen in die Forschung zu stärken, kann Wissenschaftskommunikation auch der Reputation und Sichtbarkeit der wissenschaftlichen Einrichtung, einer bestimmten Forschungsgruppe und der eigenen Person dienen. Insbesondere Social-Media-Formate bieten die Möglichkeit, mit entsprechend ausdauerndem Engagement eine Personenmarke aufzubauen und mit der Followerschaft in den direkten Austausch zu gehen.



Was ist der Anlass der Kommunikation?

Es muss nicht immer erst ein spektakuläres Forschungsergebnis her, um in den öffentlichkeitswirksamen Wissenstransfer einzusteigen. Auch der Startpunkt eines Projekts kann einen guten Anlass zur Berichterstattung bieten oder ein Zwischenergebnis mit dem Ausblick auf weitere Schritte. In „Werkstatt“- oder „Laborberichten“ lässt sich für Laien verständlich darlegen, wie Forschung funktioniert – und was sie von Pseudo-Science unterscheidet. Eine Fachveröffentlichung bietet Gelegenheit, einem Thema parallel auch auf weiteren Kanälen Aufmerksamkeit zu verschaffen.



Was ist die Nachricht?

Je unerwartbarer die Erkenntnis, je mehr Menschen davon betroffen sind und je größer der Impact auf diese Personen ist, desto höher ist, ganz allgemein gesprochen, der Nachrichtenwert einer wissenschaftlichen Meldung. Aber auch ein Bezug zu politischen oder gesellschaftlichen Ereignissen, eine klare Positionierung in einer kontrovers geführten öffentlichen Debatte, die Einordnung von aktuellen Geschehnissen aus wissenschaftlicher Sicht oder ein „Herunterbrechen“ von globalen Themen auf greifbare Situationen in einem überschaubaren Kontext können einen hohen Aufmerksamkeitswert haben.



Für wen hat das Thema Relevanz?

Die gern zitierte „breite Bevölkerung“ ist es meistens nicht. Wer seine Zielgruppe so weit fasst, spricht niemanden gezielt an. Besser: Bei der Kommunikationsplanung an reale Personen oder gesellschaftliche Gruppen denken. Das können zum Beispiel geographische Gruppen sein (lokal, regional, überregional, international) oder Gruppen mit bestimmten biographischen Merkmalen. Das Informationsinteresse und die angenommene Erwartungshaltung dieser Gruppe geben den Rahmen für Kanal, Format, Umfang, Sprache und Stil der Kommunikation vor. Komplexe Sachverhalte verständlich und ansprechend aufzubereiten, ohne zu banalisieren oder das Publikum zu unterfordern – so lautet hier die Herausforderung.

Hier geht's zur Handreichung Medienarbeit für Wissenschaftler*innen:



Punkt, Punkt, Komma, Strich im Deutschunterricht

Promovend: Johannes Kozinowski

Thema: Interpunktionsgespräche in der Lehrerbildung (IgeL)

Fachbereich: 3 - Sprach- und Informationswissenschaften

Fach: Germanistik / Sprachdidaktik

Arbeitsprozess: 2020 - voraussichtlich 2024

Erstbetreuerin: Prof. Dr. Ursula Bredel, Professorin für deutsche Sprache und ihre Didaktik am Institut für deutsche Sprache und Literatur



Johannes Kozinowski ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für deutsche Sprache und Literatur an der Universität Hildesheim.
Foto: privat

Thema meiner Doktorarbeit:

In meiner Doktorarbeit widme ich mich – ganz allgemein gesprochen – der Frage, was künftige Deutschlehrer*innen über die Interpunktion, deren Erwerb und Vermittlung „denken“: Warum gibt es aus ihrer Sicht überhaupt Zeichen wie den Punkt, das Komma oder die Anführungszeichen? Was leisten Interpunktionszeichen etwa im Hinblick auf das Verstehen von Texten? Wie funktioniert der Interpunktionserwerb? Welche Rolle spielen Regeln und Normen? Und nicht zuletzt für künftige Lehrkräfte besonders spannend: Wie können sie den Lern- und Erwerbsprozess im Unterricht angemessen begleiten und unterstützen?

Wie ich zu dem Thema kam:

Bislang wissen wir in der Sprachdidaktik noch wenig darüber, was künftige Lehrkräfte auf diese Fragen antworten würden. Ich meine, dass es lohnenswert sein kann, den allfälligen Antworten und darin sichtbar werdenden Perspektiven der künftigen Lehrergeneration empirisch auf die Spur zu kommen. Wissen wir mehr darüber, mit welchen Überzeugungen künftige Lehrer*innen zum sprachlichen Lehren und Lernen operieren, lassen sich entsprechende hochschuldidaktische Lehrangebote entwickeln.

Das Forschungssetting:

Ich habe Gespräche mit angehenden Lehrer*innen geführt. In diesen habe ich 15 Studierende unter anderem vor interpunktionsdidaktische Lehrmaterial-Angebote gesetzt, die sie analysieren und auf ihre Güte für den Einsatz im Interpunktionsunterricht befragen sollten. Im Gespräch über die Reflexion der Lehrmaterialien konnte ich zum einen etwas darüber erfahren, auf welcher fachlichen, fachdidaktischen oder allgemein-pädagogischen Folie die Studierenden die Materialien sichten und bewerten. Zum anderen war es mir möglich, etwaige Überzeugungen zum sprachlichen Gegenstand selbst – zu dessen Normativität oder Funktionalität – zu rekonstruieren.

Herausforderungen während des Promotionsprozesses:

Eine wesentliche Herausforderung bestand für mich – insbesondere zu Beginn des Arbeits- und Forschungsprozesses – darin, mich auf die Unternehmung „Doktorarbeit“ umfassend einzulassen. Eine solche Einlassung in vertieftes und selbstständiges wissenschaftliches Arbeiten erfordert viel Muße, Ausdauer und Leidenschaft. Zudem musste ich mich und meinen Arbeitsprozess (wie viele andere) an die veränderten Anforderungen und Strukturen anpassen, die im Zuge der Corona-Pandemie entstanden sind.

Das hat besonders gut geklappt:

Als bereichernd und hilfreich erlebe ich die vielen Gespräche, die ich mit Kollegen*innen und Studierenden, nicht zuletzt mit meiner Doktormutter, über die Arbeit führe. Dabei ging und geht es um weit mehr als um

Inhalte und Methoden. Der gemeinsame Austausch über die Sache ermöglicht ein differenziertes Nachdenken über den eigenen Standpunkt und die gesteckten Ziele.

Diese Pannen, Fehler, Rückschläge gab es:

Pannen, Fehler oder Rückschläge habe ich keine erlebt. Was ich streckenweise erfahren habe, waren Momente der Irritation und auch der Frustration, gelegentlich auch der Zweifel. Ich meine, solche Momente gehören zum Promovieren – wie zum Leben generell – dazu. Es muss dann darum gehen, Irritations- und Frustrationserfahrungen auszuhalten, sie angemessen zu reflektieren (zum Beispiel in Gesprächen mit anderen), sich den Mund abzuputzen und weiterzuarbeiten.

Mein Rat für Promovierende:

Max Weber sprach einmal vom „Erlebnis der Wissenschaft“: Einem Rausch, einer Leidenschaft, sich den (Forschungs-)Gegenständen empirisch und analytisch zu nähern, sich den wissenschaftlichen Denkstil anzueignen, sich auf die Erkenntniskraft der Wissenschaft einzulassen und auch zu verlassen. Wer bereit ist, sich auf die Wissenschaft, auf das damit verbundene Erlebnis, auf Irritationserfahrungen und Aha-Momente und auf die Kraft der dadurch gewonnenen Erkenntnisse wirklich einzulassen, dem ist eine Promotion ans Herz zu legen.

Mein Plan nach der Doktorarbeit:

Das ist ja das Schöne im Leben: Man weiß manchmal nicht, wohin uns die Winde wehen. Wenn ich es mir aussuchen könnte, würde ich mir ausgesprochen gern die Winde der Wissenschaft in den nächsten Jahren weiterhin um die Nase wehen und mich dadurch im Hinblick auf neue Forschungs- und Schreibprojekte inspirieren lassen.

Das Forschungsergebnis in aller Kürze:

Das aus meiner Sicht wichtigste Ergebnis meiner Forschungsarbeit: Die (universitäre) Lehrerbildung könnte davon profitieren, die fachlichen und didaktischen Perspektiven, die die Studierenden etwa in den Diskurs um Lehrmaterial-Angebote einbringen, ernst zu nehmen und im Hinblick auf deren Professionalisierung angemessen zu reflektieren.

Aufgezeichnet von Elisabeth Schimpf

Das sagt Betreuerin Prof. Dr. Ursula Bredel

Schon Wieland soll gesagt haben: „Religion und Interpunktion sind Privatsache.“ In seinem auch methodisch innovativen Promotionsprojekt versucht Johannes Kozinowski den „subjektiven Theorien“ von Studierenden in Bezug auf die Interpunktion und ihrer Vermittlung auf die Spur zu kommen. Von der materialnahen Auswertung von Interpunktionsgesprächen, die er mit Bachelor- und Masterstudierenden geführt hat, sind nicht nur zentrale Erkenntnisse in Bezug auf verschiedene Denkmuster angehender Lehrkräfte rund um die Interpunktion und ihre Didaktik zu erwarten, sondern zugleich wichtige Impulse für eine Hochschuldidaktik, die es erlaubt, bisweilen auch nicht messbare Perspektiven auf die Lerngegenstände und ihre Vermittlung zusammenzuführen und weiterzuentwickeln.



„Eine kleine Uni mit guter Infrastruktur und einem forschungsförderlichen Umfeld kann sehr unterstützend und geradezu optimal sein.“

Prof. Dr. Christina Bermeitinger

„Wir befinden uns in einer wichtigen Phase für die Universität Hildesheim und das Hochschulwesen insgesamt“

Als Vizepräsidentin für Forschung und Wissenschaftler*innen in der Qualifikationsphase hat Prof. Dr. Christina Bermeitinger die Forschungsleistung und die wissenschaftsbezogene Personalentwicklung der Universität Hildesheim besonders im Blick. Eines der wichtigsten Ziele in ihrer Amtszeit: Die angestrebte DFG-Mitgliedschaft der UHi voranzubringen.

Text und Fotos: Sara Reinke

Seit Oktober 2023 sind Sie Vizepräsidentin für Forschung und Wissenschaftler*innen in der Qualifikationsphase. Welche Schwerpunkte wollen Sie aus dieser Position heraus setzen?

Grundsätzlich gehört es zu den Aufgaben des VPF, alle Themen rund um Forschung und Wissenschaftler*innen in der Qualifikationsphase im Blick zu haben und Ideen, Perspektiven und Positionen beispielsweise zur Messung von Forschungsleistungen oder dem Aufbau akademischer Karrierewege (mit) zu entwickeln. Ein Ziel ist es, die Forschungsleistung der UHi und deren Sichtbarkeit zu steigern, unter anderem über eine Erhöhung relevanter Drittmittel, mehr und größere Kooperations- und Verbundprojekte und eine gestiegene Anzahl an Publikationen. Maßgeblich für die Bewertung von Forschungsleistung sollten dabei immer die Standards der jeweiligen Fachcommunities

sein, nicht der Vergleich innerhalb der Universität Hildesheim.

Ganz konkret stehen für mich auch das Voranbringen der DFG-Mitgliedschaft der UHi sowie die Umsetzung der forschungsbezogenen und teils auch personalentwicklungsbezogenen Punkte im Zukunftskonzept im Fokus. Das heißt zum Beispiel, die Universität Hildesheim als Forschungsstandort deshalb besser sichtbar zu machen, um wissenschaftliches Personal – aber natürlich auch Studierende und Verwaltungsmitarbeitende – hierüber anziehen und Kooperationen leichter aufbauen zu können.

Sie sind selbst seit 19 Jahren in der Wissenschaft tätig, davon knapp 15 Jahre an der Uni Hildesheim. Welche strukturellen oder auch politischen Veränderungen haben Sie in dieser Zeit beobachtet, die sich auf die Arbeit von Forschenden positiv auswirken?

Das kollaborative Arbeiten hat sowohl technisch als auch im Mindset einen echten Wandel erlebt. Früher war es allgemeine Praxis, die eigene Forschung und deren Ergebnisse möglichst erst dann zu teilen, wenn die Publikation schon gedruckt war. Bestimmte Dinge wie Materialien oder Daten wurden pauschal nicht an andere weitergegeben. An manche Publikationen kam man nur sehr umständlich heran. Inzwischen ist das gemeinsame Beitragen zu einer Forschungsfrage, zum Beispiel auch in Form kollaborativer Datensätze und das Teilen von Materialien und Daten viel stärker ausgeprägt, und an viele Dokumente kommt man inzwischen sehr einfach und schnell heran. Positiv wirkt sich natürlich auch aus, dass insbesondere seit der Corona-Pandemie der Austausch über Distanzen hinweg viel einfacher möglich ist und auch zum Beispiel Vorträge von renommierten Kolleg*innen aus aller Welt digital verfolgt werden können.

Aufgaben der/des Vizepräsident*in für Forschung und Wissenschaftler*innen in der Qualifikationsphase

Der oder die auf drei Jahre gewählte „VPF“ ist stimmberechtigtes Mitglied der Hochschulleitung und somit mitverantwortlich für alle Entscheidungen, die durch die Hochschulleitung insgesamt getroffen werden. In Senat und Stiftungsrat sind die Vizepräsident*innen ohne Stimmrecht vertreten. Zu den weiteren Aufgaben der oder des VPF gehören die Leitung der Stabsstelle Forschung und Transfer (siehe Seite 21), des Graduiertenzentrums, der Forschungskommission sowie des ständigen Tenure-Boards. Zudem ist die/der VPF in alle dauerhaften und zeitlich terminierten Prozesse und Arbeitsgruppen eingebunden, die sich mit Forschung und wissenschaftlicher Nachwuchsförderung an der Universität befassen und vertritt die Universität in dieser Rolle auch nach außen.

Und welche Veränderungen gab es, die Sie eher als Herausforderung wahrnehmen?

Auch Dinge, die sich – eventuell auch erst im Ergebnis – als positiv herausstellen, können ja eine „Herausforderung“ sein. Zum Kern der Frage fallen mir spontan Themen ein wie Cancel Culture, Umgang mit Wissenschaftsfreiheit oder internationale Geschehnisse, die die Zusammenarbeit unter anderem mit Ländern wie Russland und China erschweren, was sich auch ganz konkret auf meine eigenen Kooperationen auswirkt.

Die Einführung von Juniorprofessuren – ich hatte ja selbst eine – und Tenure-Track-Verfahren sehe ich grundsätzlich als positiv an, aber auch da sind gewisse Herausforderungen nicht zu leugnen. Das gleiche gilt für das Thema Open Science oder für den Umstand, dass die Anzahl an wissenschaftlichen Ergebnissen massiv zugenommen hat. Das ist prinzipiell sehr positiv, aber zugleich wird es immer schwieriger, den Überblick zu behalten.

Die Hochschulen insgesamt haben neben Forschung und Lehre im Lauf der Zeit eine Reihe zusätzlicher Aufgaben und Verpflichtungen übernommen. Themen wie Transfer, Wissenschaftskommunikation oder Gleichstellung spielen eine ganz andere Rolle als vor 20 Jahren. Die Bürokratisierung, das Berichtswesen, die politischen Erwartungen haben zugenommen, der demographische Wandel bringt bisher nicht gekannte Personalnöte mit sich und ganz aktuell sehen wir uns mit der flächendeckenden Verbreitung von Künstlicher Intelligenz auch wieder neuen Fragen gegenüber, die uns noch lange beschäftigen werden.

Wie würden Sie die Forschungsmöglichkeiten an der Uni Hildesheim beschreiben?

In Teilen in Ordnung, in Teilen sehr gut, in Teilen ausbaufähig. Das ist je nach Fachgebiet oder sogar einzelnen Arbeitsgruppen sehr unterschiedlich.

Welche Rolle spielt die Größe der UHi für ihre Attraktivität als Forschungsstandort?

Eine kleine Uni mit guter Infrastruktur, guten wissenschaftlichen Bedingungen für die eigene Disziplin und forschungsförderlichem Umfeld kann sehr unterstützend und geradezu optimal sein. Als Standortvorteile der UHi werden oft die kurzen Wege, der direkte Kontakt untereinander und die gute Atmosphäre genannt – wobei das darin liegende Potenzial teilweise auch noch besser genutzt werden könnte.

Schwierig wird es, wenn durch die kleine Größe relevante Forschungsinfrastruktur fehlt. Und nachteilig in kleineren Strukturen ist auch, dass Aufgaben, die jede Uni hat, auf weniger Schultern verteilt werden müssen.

Die UHi plant, die Mitgliedschaft in der Deutschen Forschungsgemeinschaft zu beantragen. Warum?

Da sehe ich vor allem drei entscheidende Punkte. Erstens setzt die DFG Standards für die gesamte Forschung in Deutschland, unabhängig davon, ob die eigene Forschungseinrichtung DFG-Mitglied ist oder nicht. Und wer DFG-Mittel einwerben möchte, muss sich an die DFG-Vorgaben halten, ebenfalls unabhängig von der Mitgliedschaft. Aber nur mit der Mitgliedschaft erhalten wir ein Stimmrecht in der DFG und damit die Möglichkeit, auf die Kriterien und Standardsetzungen Einfluss zu nehmen. Zweitens können nur DFG-Mitglieder auch Vorschläge für die Fachkollegien machen, deren Mitglieder maßgeblich über die Bewilligung von Förderanträgen entscheiden (siehe dazu auch Seite 38). Und drittens ist die Mitgliedschaft in der DFG quasi das Siegel und die Bestätigung dafür, dass wir eine Einrichtung der Forschung von allgemeiner Bedeutung sind. Denn relevante Forschung in signifikantem Umfang ist – neben Aspekten wie Infrastruktur, Umgang mit Forschungsdaten, Gleichstellung, gute wissenschaftliche Praxis, Förderung von Personen in Qualifikationsphasen und anderen – das entscheidende Aufnahmekriterium.

Welche Voraussetzungen müssen dafür erfüllt sein?

Das ist aktuell etwas schwierig zu sagen, weil die DFG gerade die Kriterien und das Aufnahmeverfahren überarbeitet. Etwa im Sommer dieses Jahres sollen die neuen Regularien vorliegen, dann wissen wir mehr. Begleitprozesse für Mitgliederaufnahmen starten voraussichtlich erst im Herbst wieder. Der Aufnahmeprozess kann dann durchaus noch eine ganze Weile dauern, teilweise geht das Verfahren – zumindest so wie es bisher gehandhabt wurde – über mehrere Jahre.

Was fehlt der UHi bisher noch für die DFG-Mitgliedschaft?

Unsere Drittmittelbilanz und deren Steigerung in den letzten Jahren stimmen grundsätzlich optimistisch – trotzdem dürfen wir da natürlich nicht nachlassen und sollten weiterhin Forschungsanträge und vor allem DFG-Anträge stellen sowie Veröffentlichungen in fachspezifisch relevanten Publikationsorganen platzieren. Wenn ein Forschungsantrag am Ende nicht bewilligt wird, ist das Stellen eines solchen Antrags dennoch eine tolle Leistung, die zeigt, dass sich ein*e Wissenschaftler*in an den Standards des eigenen Faches messen lässt und auf diesem Niveau mitspielt.

Gleichzeitig müssen wir unsere universitätsinternen Verfahren und formalen Regelungen und Handhabungen in den Qualifikationsphasen und bei den Forschungsprozessen nochmals genau ansehen. Hier

gilt es, die nationalen und internationalen Entwicklungen zu berücksichtigen.

Wenn Sie einen Wunsch frei hätten und eine einzige Sache sofort verändern könnten, um die Forschungsbedingungen an der Universität Hildesheim zu verbessern, was würden Sie sich wünschen?

Ganz allgemein, dass wir verbesserte Forschungsbedingungen und eine gute unterstützende, serviceorientierte Infrastruktur haben. Und ansonsten: gerne mehr Geld für die Wissenschaft. Und wenn ich mir als VP für Forschung schon was wünschen darf – am besten ein kollektives Forschungssemester für die ganze Uni!

Abgesehen vom Fachlichen, welche Kenntnisse und Kompetenzen sollte eine Person mitbringen, die sich für eine wissenschaftliche Laufbahn entscheidet?

Die intellektuellen Voraussetzungen müssen natürlich gegeben sein, man muss strukturiert und selbstorganisiert arbeiten und mit Freiheit und Autonomie umgehen können. Außerdem sollte man in der Lage sein, sich (immer wieder) selbst zu motivieren, aber auch pragmatisch erkennen können, wann ein gutes Ergebnis erreicht ist und welche weiteren Gedanken, Argumente und Informationen man vielleicht erst in einem nächsten Schritt behandeln möchte.

Gibt es Persönlichkeitseigenschaften, die förderlich sind für eine akademische Karriere?

Da bin ich absolut kein Experte, aber es gibt hierzu ja einige Studien. Demnach sind insbesondere Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt sowie emotionale Stabilität mit akademischem Erfolg assoziiert. Zudem sollte eine gewisse Leistungsorientierung hilfreich sein.



Und welche Eigenschaften sind eher hinderlich?

Ein ausgeprägtes Bedürfnis nach kurzfristiger externer Belohnung wird im Wissenschaftssystem nicht befriedigt werden. Man braucht einen langen Atem.

Befristete Stellen, unsichere Perspektiven, hoher Konkurrenzdruck: Wie viel Frustrationstoleranz gehört in der Qualifikationsphase dazu – und wann ist der Moment gekommen, doch besser andere berufliche Perspektiven in den Blick zu nehmen?

Das kommt immer auf das Umfeld an und auf die Art, wie man promoviert. Frustrationstoleranz ist aus meiner Sicht auch relativ zu sehen zu anderen Berufsfeldern. Einfache, aber monotone Tätigkeiten können auch sehr schnell frustrieren. Oder wenn ich an therapeutische Settings denke: Dort muss man häufig mit Rückfällen umgehen bei Personen, mit denen man bereits viel Zeit investiert hat.

Auch in schulischen Kontexten muss ich mit Frustration umgehen können, oder wenn ich Produkte an Kund*innen verkaufen möchte oder wenn meine Auftraggeber*innen nicht zufrieden sind und generell immer bei Misserfolgen. Das hat das Wissenschaftssystem also nicht exklusiv. Ein beruflicher Wechsel kann für bestimmte Personen genau die richtige Entscheidung sein. Und es gibt ja inzwischen zunehmend auch Initiativen, gerade diese Wege aus der Wissenschaft heraus in andere Berufsfelder hinein stärker sichtbar zu machen und auch strukturell zu unterstützen.

Befristete Stellen für Nachwuchswissenschaftler*innen sind Teil des Systems. Nur so können immer wieder neue Personen nachrücken und neue Ideen und Impulse einbringen, was die Wissenschaft insgesamt vorantreibt. Wird der Ausstieg aus der Wissenschaft zu Unrecht oft als Scheitern verstanden?

Auf jeden Fall – es gibt immer Lebenssituationen, in denen man sich nochmal umentscheidet, das hat mit Scheitern nichts zu tun. Eine Promotion muss nicht zwingend in eine weitere wissenschaftliche Karriere überleiten – und das ist ja sowohl von den Promovend*innen als auch vom System her gar nicht immer so gedacht.

Inwieweit qualifiziert der Dokortitel (auch außerhalb des medizinischen Bereichs) für außeruniversitäre Karrieren?

Eine Promotion ist nicht nur die Eintrittskarte für eine weitere wissenschaftliche Laufbahn, sondern in erster Linie eine individuelle Qualifikation, also ein dritter universitärer Abschluss. Über das eigenständige, intensive Einarbeiten in ein Thema erlangt man Expertise zu diesem Thema, aber insbesondere auch die Kompetenz, wie man eben eine solche Expertise

aufbaut, was sich später auf andere Themenfelder übertragen lässt. Auch Vernetzung, Präsentieren von Themen, gute Argumentation und das Finden und Behaupten eigener Positionen vertieft man in der Promotionsphase. Im weiteren Berufsleben kann man mit einem Dokortitel auf eine gehaltssteigernde Wirkung und höhere Sichtbarkeit hoffen. Und in bestimmten Settings, zum Beispiel als Psycholog*in oder unter Jurist*innen, ist der Dokortitel förderlich dafür, ob man vom Umfeld auf Augenhöhe wahrgenommen wird.

Warum sind Sie in die Wissenschaft gegangen? Gab es einen Schlüsselmoment für diese Entscheidung oder war es ein schrittweiser Prozess?

Einen Schlüsselmoment gab es nicht. Lange Zeit wollte ich Toningenieur werden und damit sowohl meine musikalischen als auch technischen Interessen und Fertigkeiten beruflich kombinieren. Entscheidend für mich war dann aber die Überlegung, womit ich mehr beitragen kann – wenn ich dafür Sorge, ein bestmögliches Klangergebnis zum Beispiel bei einem Konzert herauszuholen oder wenn ich zum Wissen in der Welt beitrage? Es ist ja bekannt, wofür ich mich entschieden habe. Ob das, was ich mache, bisher oder jemals das Wissen in der Welt signifikant erweitert, und was letzten Endes dann mein Beitrag zum großen Ganzen sein kann, ist natürlich nochmal eine andere Frage ...

Hatten/haben Sie Vorbilder auf dem Weg in die Wissenschaft und wenn ja, was macht diese aus?

Nein, solche Vorbilder hatte ich nie.

Fällt es Ihnen schwer, zugunsten der Position als VPF Ihre eigene Forschung zurück zu fahren?

Ein Experiment zu programmieren, ins Labor zu geben und hinterher auszuwerten, das war schon in meiner Position als Dekan des FB 1 zeitlich kaum mehr möglich. Aber mit dem Fortschreiten auf der wissenschaftlichen Laufbahn verschieben sich Aufgaben unabhängig von solchen Ämtern ohnehin von der eigenen „Detail-Forschung“ mehr und mehr in Richtung Betreuung und Leitung von Forschungsprojekten. Dennoch bleibt es für mich wichtig, weiterhin mitzubekommen, was sich in meinem Bereich an relevanten Forschungsaktivitäten tut.

Was war für Sie ausschlaggebend, das Amt anzunehmen? Mehr ein Pflichtgefühl oder eher der Gestaltungswille?

Entscheidend war für mich der Eindruck, dass wir uns in einer wichtigen Phase für die UHi und das Hochschulwesen insgesamt befinden. Ich möchte an diesem Wandel mitarbeiten und meinen Beitrag dazu

leisten, dass wir als Forschungseinrichtung besser wahrgenommen werden. Und letztlich verbessere ich damit ja auch die Bedingungen für mich selbst.

Sie sind gewählt auf drei Jahre – was soll sich bis zum Ende dieser Amtszeit für Wissenschaftler*innen an der UHi spürbar verändert haben?

Eine gute Forschungsumgebung zu haben, ist als Ziel zugegebenermaßen wenig konkret und wenig messbar. Aber dennoch ist genau das mir sehr wichtig: ein Umfeld, das nach innen inspiriert, und von außen neue Personen anzieht. Einer meiner beiden Forschungsschwerpunkte befasst sich mit Bewegung. Und das passt gut zu dem, was ich mir für unterwegs vorgenommen habe: dazu beizutragen, dass wir in Bewegung kommen, uns aufmachen und den Mut haben, das Beste aus unserer Uni zu machen.

Und was erwarten Sie von den Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern?

Nicht nachzulassen, da wo wir schon gut sind. Und die Anstrengungen zu steigern, da wo es nötig ist. Immer im Abgleich mit den eigenen nationalen und internationalen Fachstandards.

Zur Person

Prof. Dr. Christina Bermeitinger ist seit Oktober 2023 nebenberufliche Vizepräsidentin für Forschung und Wissenschaftler*innen in der Qualifikationsphase. Als Präsidiumsmitglied möchte sich Bermeitinger unter anderem der Unterstützung von Forschungsmöglichkeiten widmen, das Forschungsumfeld an der Universität Hildesheim stärken und Entwicklungsmöglichkeiten und faire Feedbackstrukturen in den Qualifikationsphasen weiterentwickeln.

Bermeitinger übernahm 2009 an der Universität Hildesheim eine W1-Professur für Allgemeine Psychologie, 2014 wurde diese als W2-Professur verstetigt. Von 2017 bis 2019 war sie Geschäftsführende Leitung des Instituts für Psychologie und Prodekan des Fachbereichs 1 (Erziehungs- und Sozialwissenschaften) der Universität Hildesheim; von 2019 bis April 2023 Dekan desselben Fachbereichs. In der Vorstandsperiode 2020 bis 2022 war sie zudem Beisitzer im Vorstand der Deutschen Gesellschaft für Psychologie und organisierte im September 2022 deren Jahreskongress mit rund 2300 Teilnehmenden.

„Alle werden merken, dass ich das hier gar nicht kann“

Selbstzweifel, Angst vor eigenen Unzulänglichkeiten und die immerwährende Sorge, irgendwann damit aufzufliegen – das sind die Symptome des Impostor-Syndroms. Hinter dem vielzitierten Phänomen steckt jedoch keine echte Diagnose, sagt der Psychologe Prof. Dr. Werner Greve in Folge 30 der Podcastreihe „UHiversum Talks – der Podcast #ausderWissenschaft“. Dennoch werde das Thema gerade unter Wissenschaftler*innen häufig diskutiert.

Text: Sara Reinke

„Ich nehme wahr, dass das Thema in der akademischen Welt mehr diskutiert wird als vor zehn oder zwanzig Jahren“, beobachtet Greve. Schon bei Doktorand*innen, aber auch in der Phase zwischen Promotion und akademischer Karriere, kämen Nachwuchswissenschaftler*innen häufig an den Punkt, sich zu fragen. „Bin ich dem gewachsen, was die anderen von mir fordern, was die Rolle von mir fordert?“ Und gerade weil sich Menschen in der Wissenschaft stark über ihre fachliche Expertise definieren, sei die Sorge davor, diese möglicherweise zu Unrecht zugeschrieben bekommen zu haben, höher als in anderen Berufen. „Wenn ich professioneller Tänzer wäre, würde ich kein einziges Vortanz gewinnen, wenn ich es nicht kann. Wenn ich (im Fußball) keine Tore mehr schieße, werde ich verkauft“, macht Greve deutlich. Eine besondere geistige Leistung hingegen lässt sich – vermeintlich – leichter vermuten, vielleicht zu Unrecht. Dabei seien absichtliche Hochstapler*innen im akademischen Umfeld selten, ist Greve überzeugt. Beim Impostor-Syndrom geht es, entgegen der irreführenden deutschen Übersetzung „Hochstapler-Syndrom“, nicht um gezielte Manipulation. Sondern um eine wiederkehrende Sorge, überschätzt oder überfordert zu sein.

Auf die Frage, ob es sich um ein neues Phänomen handle oder nur mehr darüber gesprochen werde, antwortet Greve: „Der Begriff ist noch nicht so alt – er macht es vielleicht leichter, über das Thema zu reden.“ Umgekehrt könne man aber auch sagen, der Begriff Impostor-Syndrom wäre nicht geprägt worden, wenn die damit einhergehende Selbstwahrnehmung nicht vorher schon ein Thema gewesen wäre. Und dass der Begriff nun so stark aufgenommen werde, könne als Bestätigung gelten, dass sich viele Personen in der beschriebenen Symptomatik wiederfinden. „Ich erinnere mich, dass wir auch ohne das Wort zu kennen, schon vorher darüber Witze gemacht haben“, sagt der Wissenschaftler.

In Wissenschaftskreisen passiere es immer wieder, dass man beispielsweise ein Seminar halten müsse oder zu einem Vortrag eingeladen werde, der nicht ganz den eigenen Schwerpunkten entspricht. Die Sorge, diesem nicht gewachsen zu sein, könne dann eben berechtigt oder auch unberechtigt sein. „Oder wir lesen etwas und denken „ach ja, die Sowieso-Theorie, zu der sollte ich eigentlich auch etwas wissen.“ Auf Einladung zu dem Podcast-Gespräch spielt Greve mit dem Gedanken, er sei möglicherweise

nicht der geeignete, vielleicht überschätzte Gesprächspartner, da er eben nicht konkret zum Impostor-Syndrom forsche. Wohl aber arbeite er zu verwandten Themen, räumt er dann ein – und stimmt dem Gespräch doch zu.

Grundsätzlich schädlich findet der Psychologe eine – moderate – Angst vor eigenen Unzulänglichkeiten keinesfalls: „Uns ist eine Welt, in der sich Menschen unterschätzen, ja grundsätzlich lieber, als eine Welt, in der sich Menschen überschätzen.“ Denn auch dazu fielen einem direkt Beispiele ein.

[Hier geht's zur Podcastfolge „Irgendwann fliege ich auf – Das Impostor Syndrom“](#)



Alle Folgen der Podcastreihe „UHiversum Talks“ auch über:



Agroforstsysteme in Europa – sind sie nachhaltig?

Promovendin: Thuy Hang Le

Thema: Traditional agroforestry systems revisited

Fachbereich: 4 - Mathematik, Naturwissenschaften, Wirtschaft und Informatik

Fach: Geographie

Arbeitsprozess: Mai 2022 - vrsl. 2025

Erstbetreuer: Prof. Dr. Martin Sauerwein, Professor für Geographie am Institut für Geographie



Thuy Hang Le ist Teil der Junior Research Group Cultural Landscapes.
Foto: privat

Thema meiner Doktorarbeit:

Ich erforsche traditionelle und ausgedehnte Agroforstsysteme in Europa, um ihren Beitrag zu Ökologie und Wirtschaft zu verstehen. Darüber hinaus möchte ich die Rolle untersuchen, die sie beim Schutz der biologischen Vielfalt und bei der nachhaltigen Landnutzung und -bewirtschaftung spielen. Bei der Agroforstwirtschaft werden gezielt – zeitlich und räumlich geplant – verholzende Pflanzen (Bäume, Sträucher, Palmen, Bambus usw.) mit landwirtschaftlichen Nutzpflanzen und/oder Tieren auf demselben Land kombiniert. Die Promotion schreibe ich in Kooperation mit anderen Universitäten: der Freien Universität Bozen-Bolzano in Italien, der Universität Siena in Italien und der Universität Transilvania Braşov in Rumänien.

Das Forschungssetting:

Im ersten Modul verschaffe ich mir einen Überblick über traditionelle Agroforstsysteme in Europa, indem ich existierende Forschungslücken bezüglich ihres Beitrags zur Biodiversität und Ökosystemen adressiere. Im zweiten Teil schaue ich mir Kastanienwälder als traditionelles Agroforstsystem in Italien an. Dafür werde ich in diesem Jahr nach Siena reisen. Gleichzeitig arbeite ich am dritten Modul – da geht es um die Holzweiden in Rumänien, die zu den ältesten Agroforstsystemen in Europa gehören.

Herausforderungen der Promotion:

Letztes Jahr habe ich ein anspruchsvolles dreimonatiges Feldforschungsprojekt auf traditionellen Waldweiden im Süden Transsilvaniens in Rumänien durchgeführt. Zusätzlich zu meinem Hintergrund in Geographie und Landschaftsökologie durch mein Bachelor- und Masterstudium, musste ich mich in diesem Modul mit der Vegetationsökologie befassen – ein für mich neues Gebiet. In Zusammenarbeit mit Kollegen aus Deutschland und Rumänien, habe ich deswegen bis zu 14 Stunden am Tag gearbeitet. Ab 6.30 Uhr haben wir Pflanzen identifiziert, Proben gesammelt, Probeflächen angelegt und Vegetations- und Bodendaten erfasst. Die Proben haben wir bis in die späten Abendstunden präpariert, um ihre Verwendbarkeit für die Datenanalyse sicherzustellen. Diese Routine haben wir fast drei Monate lang beibehalten. Trotz des vollen Zeitplans war die Arbeit im Freien in der atemberaubenden Wald-Weiden-Landschaft – und umgeben von grasenden Tieren – ein unfassbar schönes Erlebnis.

Das lief besonders gut:

Viele fragen mich, ob die Promotion nicht stressig sei, aber ich empfinde sie eher als ein Abenteuer mit vielen bereichernden Erfahrungen. Die vielen Reisemöglichkeiten haben mein Wissen und mein wissenschaftliches Netzwerk erweitert und mich mit vielen unterschiedlichen Kulturen in Kontakt gebracht. 2023 habe ich lange Zeit in Rumänien gearbeitet, 2024 forsche ich in Italien. Ich habe auch an internationalen Konferenzen in Italien, Vietnam und Singapur teilgenommen. Zwei weitere sind geplant: zur europäischen Agroforstwirtschaft in Tschechien und zur europäischen Vegetationsökologie in Portugal.

Ich bin der Bodnarescu-Stiftung sehr dankbar für die Förderung meiner Promotion und dem Gleichstellungsbüro der Universität Hildesheim für die finanzielle Unterstützung bei den Konferenzen im Ausland, wie der in Singapur letztes Jahr. Dort kann ich meine Forschung teilen und diskutieren, meinen Enthusiasmus für mein Thema ausdrücken und mich mit anderen Wissenschaftler*innen vernetzen. Durch konstruktives Feedback wird man besser und ich schulde meinen Betreuer*innen Prof. Martin Sauerwein, Prof. Stefan Zerbe und Dr. Gianmaria Bonari besonderen Dank für ihre kontinuierliche Unterstützung, die mein Streben nach Exzellenz stärkt. Ich freue mich, Teil eines internationalen und motivierten Teams zu sein.

Meine Motivation für das Thema:

Das Thema interessiert mich persönlich sehr und ich sehe das Potenzial, dieses Forschungsgebiet immer weiter – und vielleicht auch zukünftig über Europa hinaus – zu erforschen, auch nach meiner Doktorarbeit.

Darum Hildesheim:

Ich möchte in Zukunft Professorin werden und deshalb an einer Universität sein, die bekannt ist für ihre Lehrer*innenausbildung. Über die Forschung hinaus möchte ich auch lernen, wie ich das Wissen effektiv weitergeben kann. Ich glaube, dass es von unschätzbarem Wert ist, selbst Wissen zu haben, aber einen noch höheren Wert hat es, wenn man das Wissen mit anderen teilen kann.

Mein Rat an Promovierende:

Dieser Grundsatz gilt nicht nur für Promovierende, sondern auch für Studierende. Wenn ich vor einer Schreibaufgabe stehe, rate ich, einfach anzufangen ohne auf die Motivation zu warten. Beginnen Sie damit, Ihre Gedanken aufzuschreiben – Sie können es später jederzeit verbessern. Holen Sie Feedback von anderen ein und unternehmen Sie kleine Schritte, um auf ihren anfänglichen Bemühungen aufzubauen. Dieser erste Schritt führt zu einer Kaskade des Fortschritts.

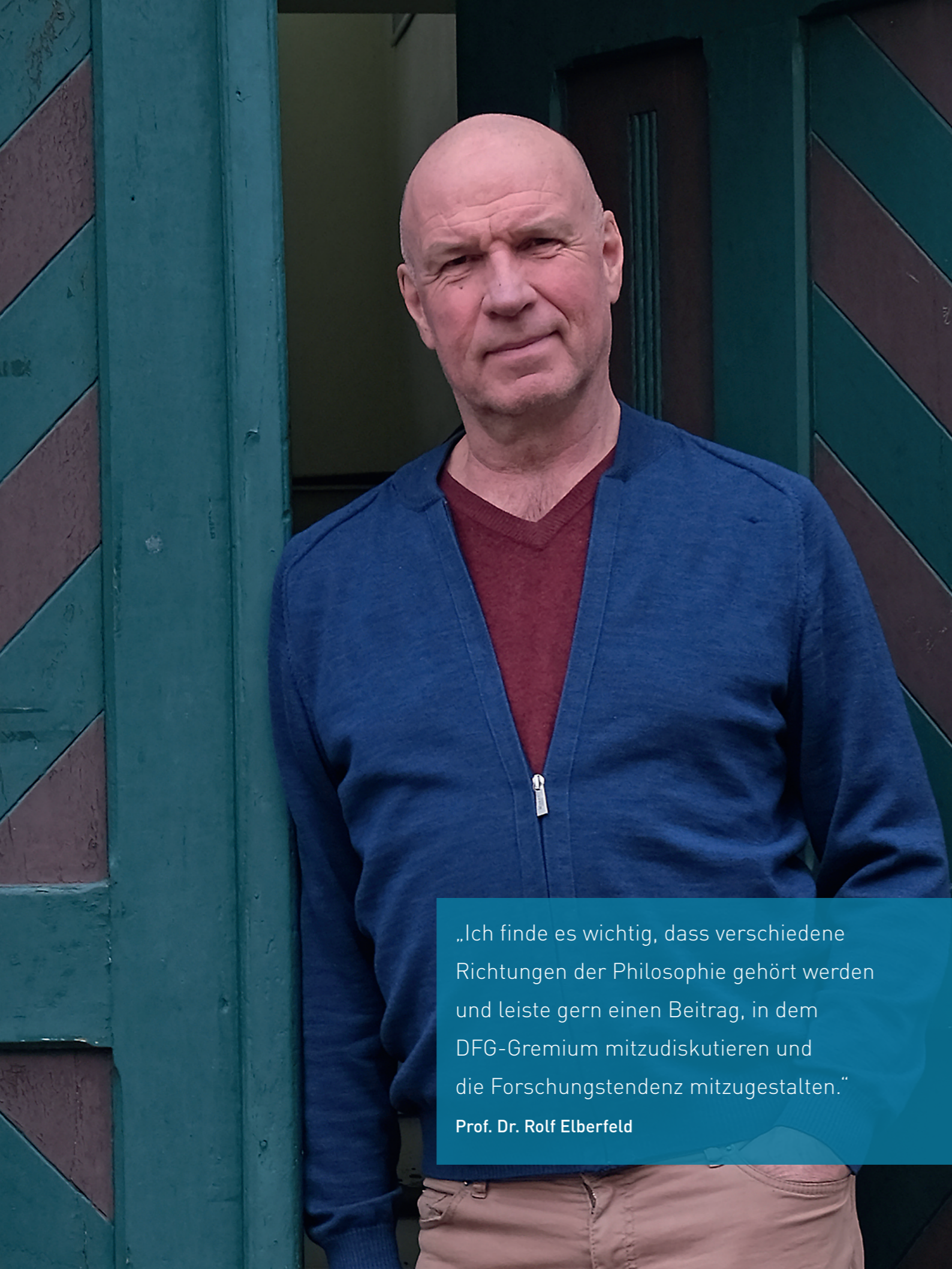
Aufgezeichnet von Elisabeth Schimpf



Das sagt Betreuer Prof. Dr. Martin Sauerwein

Das Dissertationsprojekt von Thuy Hang Le ist hochaktuell, da sie sich übergeordnet mit der Frage einer nachhaltigen Landnutzung in ländlichen Räumen in Rumänien beschäftigt. Dabei steht die Biodiversität von Agroforstsystemen im Fokus, wobei sie in einem mehrwöchigen Feldaufenthalt auf 30 Flächen systematisch Pflanzenaufnahmen durchgeführt hat. Ihre Arbeit ist Teil der durch die Bodnarescu-Stiftung geförderten Junior Research Group „Cultural Landscapes“, wo wir uns in interdisziplinärer Zusammensetzung unter anderem auch mit der Auswirkung dieser Wirtschaftsweise auf die Böden, auf Amphibien und Reptilien, aber auch dem Potenzial für einen nachhaltigen Tourismus beschäftigen. Besonders gespannt sind wir auf die Ergebnisse zum ökosystemaren Zusammenhang ihrer Pflanzenerhebung mit den Bodendaten, die von einem weiteren Doktoranden auf ihren Untersuchungsplots erfasst werden. Der Herausforderung einer Feldarbeit in Transsilvanien, umgeben von Bären und nicht immer freundlichen Hirtenhunden der Schäfer, hat sie sich gestellt und dies bravourös gemeistert.

Thuy Hang Le auf Forschungsreise auf einer Holzweide in Rumänien im Mai 2023.
Fotos: privat



„Ich finde es wichtig, dass verschiedene Richtungen der Philosophie gehört werden und leiste gern einen Beitrag, in dem DFG-Gremium mitzudiskutieren und die Forschungstendenz mitzugestalten.“

Prof. Dr. Rolf Elberfeld

Prof. Dr. Rolf Elberfeld vertritt die Universität Hildesheim im DFG-Fachkollegium Philosophie

Das Gremium begutachtet Förderanträge und entscheidet über Zuweisungen der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) im Fachgebiet Philosophie mit. Die Universität Hildesheim war bereits in der Vergangenheit in mehreren Fachkollegien vertreten. Forschungs-Vizepräsidentin Prof. Dr. Christina Bermeitinger begrüßt das mit der erneuten Mitgliedschaft verbundene positive Signal.

Text und Foto: Sara Reinke

Prof. Dr. Rolf Elberfeld war für die Wahl vorgeschlagen als gemeinsamer Kandidat der Deutschen Gesellschaft für Philosophie und der Gesellschaft für Analytische Philosophie und zusätzlich auch von der Universität Bremen, die als DFG-Mitglied zu den vorschlagsberechtigten Hochschulen zählt. „Ich freue mich auf die verantwortungsvolle Aufgabe – auch wenn diese mit einer Menge zusätzlicher Arbeit verbunden ist“, sagt Elberfeld. „Ich finde es wichtig, dass verschiedene Richtungen der Philosophie gehört werden und leiste gern einen Beitrag, in dem Gremium mitzudiskutieren und die Forschungstendenz mitzugestalten.“ Ein besonderes Augenmerk richtet Elberfeld darauf, die Öffnung der Diskurse über den europäischen Rahmen hinaus voranzutreiben.

Die Fachkollegien übernehmen im dreistufigen Verfahren aus Begutachtung, Bewertung und Entscheidung die Bewertung von Förderanträgen an die DFG und damit die fachliche Qualitätssicherung der Begutachtung. Sie vergleichen alle ihnen vorliegenden Anträge, um innerhalb des gegebenen finanziellen Rahmens die förderungswürdigsten Projekte zu identifizieren. Damit stellen sie sicher, dass Anträge über die Programme der DFG hinweg nach einheitlichen Maßstäben beurteilt werden. Die gewählten Mitglieder der Fachkollegien sind entsprechend dem Schwerpunkt ihrer wissenschaftlichen Arbeit einem Fach zugeordnet. Mehrere miteinander wissenschaftlich verzahnte Fächer bilden ein Fachkollegium.

Das neue Fachkollegium Philosophie besteht insgesamt aus neun Personen, je drei für die Fächer Geschichte der Philosophie (dem auch Elberfeld angehört), Theoretische Philosophie und Praktische Philosophie. „Einige der anderen Kolleginnen und Kollegen kenne ich bereits lange und freue mich dar-

auf, sie in diesem Rahmen wiederzutreffen“, berichtet Elberfeld. „Vorbereitet fühle ich mich auf die Arbeit, da ich ja bereits seit langem gutachterlich für die DFG tätig bin.“

Wie spannend, inspirierend, aber auch arbeitsintensiv das Ehrenamt ist, kann aus Erfahrung auch Prof. Dr. Andreas Mojzisch vom Institut für Psychologie der Universität Hildesheim berichten (siehe Interview auf der nächsten Seite).

„Prof. Elberfeld ist ein international und national renommierter Experte für die Themen, die er erforscht“, kommentierte Prof. Dr. Christina Bermeitinger, Vizepräsidentin für Forschung und Wissenschaftler*innen in der Qualifikationsphase an der Universität Hildesheim, die Wahlentscheidung. „Sein Ansatz der interkulturellen Betrachtung von Ethik und Ästhetik ist in dieser Form einzigartig. Die Wahl von Prof. Elberfeld in das Fachkollegium Philosophie (1.18) ist eine erneute Bestätigung seiner viel beachteten und erfolgreichen Arbeit und seiner Expertise.“ Das Fachkollegium ermögliche und unterstütze durch seine zeitintensive und wichtige Tätigkeit maßgeblich die Förderung von Wissenschaft und auch von Wissenschaftler*innen in der Qualifikationsphase. „Als Universität Hildesheim fühlen wir uns durch die Wahl geehrt und bestätigt, unseren Weg fortzusetzen und herausragende Forschung bei uns zu ermöglichen.“ „Die Mitglieder der Fachkollegien stellen sicher, dass Förderentscheidungen der DFG nach wissenschaftseigenen Maßstäben und im Sinne von Neugier, Innovationsfreude und Erkenntnisdrang getroffen werden“, sagte die DFG-Präsidentin Prof. Dr. Katja Becker anlässlich der Wahl. „Gleichzeitig ist das ehrenamtliche Engagement der Mitglieder der Fachkollegien für die DFG als Förderinstitution unentbehrlich.“

Bei der Fachkollegienwahl liegt die Entscheidung darüber, welche Personen die Fächer in den Fachkollegien vertreten, bei der wissenschaftlichen Community selbst. Insgesamt nahmen 54.068 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler an der Wahl teil und verteilten ihre Stimmen elektronisch auf 1.631 Kandidierende. Ein Ergebnis der Wahl ist der erneut gestiegene Frauenanteil: Der Prozentsatz der gewählten Fachkollegiatinnen liegt bei 37,9. Bei der Wahl 2019 waren es 32,1 Prozent. Konstituieren werden sich die neu besetzten Fachkollegien in ihren jeweiligen ersten Sitzungen im Frühjahr 2024. Die Amtsperiode dauert vier Jahre.

Ebenfalls im Namen der Universität Hildesheim zur Wahl gestellt für das Fachkollegium Philosophie (1.18) hatte sich Prof. Dr. Andreas Hetzel. Er wurde auf Rangplatz 4 gewählt und verpasste damit knapp die Wahl in das Fachkollegium. „Es ist jedoch bereits eine große Auszeichnung, für ein Fachkollegium vorgeschlagen zu werden“, betont VP Bermeitinger. „Deshalb sehen wir die Nominierung und das Wahlergebnis als weitere Bestätigung der hervorragenden Leistungen, die Prof. Hetzel an unserer Universität erbringt.“

Bermeitinger dankte des Weiteren auch Prof. Mojzisch für sein Engagement als Vertreter der Sozialpsychologie im DFG-Fachkollegium Psychologie: „Prof. Mojzisch hat im Fachkollegium vier Jahre lang wertvolle Arbeit für die Psychologie und nicht zuletzt auch für uns als Universität Hildesheim geleistet.“ Ebenfalls für die Universität Hildesheim in DFG-Fachkollegien vertreten waren in der Vergangenheit Prof. Dr. Meike Sophia Baader im Fachkollegium Erziehungswissenschaft (ab 2012) und Prof. Dr. Werner Greve im Fachkollegium Psychologie (ab 2017).

Vier Fragen an Prof. Dr. Andreas Mojzisch



Foto: Ann-Kathrin Singer

Prof. Dr. Andreas Mojzisch vom Institut für Psychologie der Universität Hildesheim war in der vorangegangenen Wahlperiode im DFG-Fachkollegium Psychologie vertreten.

Wie haben Sie die Mitgliedschaft im Fachkollegium erlebt?

Ich habe die Zeit als sehr arbeitsintensiv, gleichzeitig aber auch als extrem bereichernd und intellektuell stimulierend empfunden. Man liest ja immer wieder Anträge, die deutlich von der eigenen Forschung entfernt sind. Und auf diese Weise erhält man komplett neue Impulse, über den Tellerrand der eigenen Forschung hinaus zu sehen. Darüber hinaus habe ich die Atmosphäre im Fachkollegium Psychologie als sehr konstruktiv erlebt. Wir diskutieren ja über sehr viele Anträge und natürlich ist man dann auch mal nicht der gleichen Meinung. Aber diese Diskussion war immer sehr wertschätzend.

Wie kann man sich die Tätigkeit ganz konkret vorstellen?

Um gleich vorab ein wichtiges Missverständnis aufzuräumen: Die Mitglieder des DFG-Fachkollegiums schreiben weder Gutachten zu den Anträgen noch suchen sie die Gutachter*innen aus. Zu jedem eingereichten Antrag werden von der DFG-Geschäftsstelle zwei Gutachten eingeholt. Die Aufgabe der DFG-Fachkollegien besteht dann darin, auf der Basis der Lektüre der jeweiligen Anträge und der Gutachten eine finale Entscheidung zu treffen, ob der Antrag durch die DFG gefördert werden soll oder nicht. Diese Entscheidungen werden typischerweise im Rahmen der Sitzungen des Fachkollegiums getroffen, die

viermal jährlich stattfinden. Darüber hinaus gibt es noch zusätzliche Termine, beispielsweise dann, wenn über die Einrichtung eines Graduiertenkollegs oder einer Forschungsgruppe entschieden werden soll.

Mit wieviel Zeitaufwand ist sie verbunden?

Das ist schwer zu beziffern. Aber sagen wir es so: Es waren sehr, sehr viele Wochenenden, die ich dafür investieren musste. Denn jeden Antrag, über den man entscheidet, muss man ja intensiv lesen. Dazu natürlich auch noch die zwei Gutachten je Antrag. Insgesamt waren das etwa 70 bis 80 Anträge pro Jahr.

Was waren besonders interessante/strittige/wegweisende Entscheidungen, an denen Sie beteiligt waren?

Besonders positiv im Kopf geblieben ist mir die Bewilligung einer interdisziplinären Forschungsgruppe an der Universität Kiel. Das Thema der Forschungsgruppe „Die Schwierigkeit und Möglichkeit von Toleranz: Die vielfältigen Herausforderungen des Konzepts und der Praxis von Toleranz“ (Sprecher: Prof. Bernd Simon) ist von extrem hoher gesellschaftspolitischer Relevanz. Zugleich ist die Forschungsgruppe für mich ein herausragendes Musterbeispiel dafür, wie man theoriegeleitet interdisziplinär forschen sollte.

Heute schon für morgen forschen – Daten für andere nutzbar machen

Viele Wissenschaftler*innen haben Bedenken, die Datengrundlage ihrer Forschungen zu veröffentlichen. Fehlende Kontrolle darüber, was mit den Daten nach der Publikation geschieht und Unsicherheiten zum Datenschutz sind dabei nur zwei Gründe. Anna Beer ist Ansprechpartnerin für Forschungsdatenmanagement an der Universität Hildesheim. Sie klärt über die Vorteile strukturierter und publizierter Daten auf.

Text: Elisabeth Schimpf

„Mein Wunsch und mein Ziel ist, dass jede*r Forscher*in an der Universität Hildesheim in meiner Beratung war“, betont Anna Beer, wissenschaftliche Referentin für Forschungsdatenmanagement an der Universität Hildesheim. „Am besten noch, während das Forschungsvorhaben geplant wird“. In persönlichen Gesprächen gibt Beer Forschenden einen Leitfaden zum Datenmanagement an die Hand, gleichzeitig berät sie zu urheberrechtlichen Fragen. „Die meisten Wissenschaftler*innen möchten nicht alles öffentlich stellen, sondern mit beschränktem Zugriff publizieren“, berichtet sie. „Der Schutz von personenbezogenen Daten ist meistens ein Grund, denkt man etwa an Kinder oder Geflüchtete“. Ein Datenmanagementplan sollte individuell gestaltet werden und auch ethische und rechtliche Aspekte berücksichtigen, hebt die Expertin hervor.

Forschungsdaten richtig managen

Das systematische Management von Forschungsdaten ist derzeit in vielen Wissenschaftsdisziplinen (noch) nicht verbreitet. Dennoch haben diverse Forschungsförderer mittlerweile verbindliche Anforderungen etabliert. Auch viele Wissenschaftsverlage fordern zunehmend die Bereitstellung der

zur Publikation gehörenden Forschungsdaten.

Das Hauptziel des Forschungsdatenmanagements sei die Nutzbarkeit der Daten durch andere Wissenschaftler*innen, betont Anna Beer. So können Daten wiederverwendet und viele Untersuchungen oder Experimente müssen nicht zeit- und kostenintensiv wiederholt werden. Ein weiterer Vorteil sei, dass Struktur und Transparenz in die Forschung gebracht werde. „Das Verständnis für die eigene Forschung geht mit einem Verständnis der verwendeten Daten Hand in Hand“. Das Risiko für Datenverlust werde deutlich verringert und auch die Reputation des Forschenden und der Institution steigere sich durch die Veröffentlichung der Daten.

Die 2023 vom Senat beschlossene „Ordnung zur Sicherung guter wissenschaftlicher Praxis“ an der Universität Hildesheim sieht vor: „Die Herkunft von im Forschungsprozess verwendeten Daten, Organismen, Materialien und Software wird kenntlich gemacht, die Nachnutzung belegt und die Originalquellen werden zitiert. Art und Umfang von im Forschungsprozess entstehenden Forschungsdaten sind zu be-



Anna Beer ist Ansprechpartnerin für Forschungsdatenmanagement an der Universität Hildesheim. Foto: Viktoria Helene Ong

schreiben.“ Die Ordnung setzt die „Leitlinien zur Sicherung guter Wissenschaftlicher Praxis“ der Deutschen Forschungsgemeinschaft rechtsverbindlich um. Zur Etablierung dieser Leitlinien stellt die Universität Hildesheim ihren Angehörigen Dienste und Werkzeuge zur Verfügung. Die Programme HilReDa, HilData, RDMO und der Support durch das Rechenzentrum können kostenfrei in Anspruch genommen werden.

Forschungsdaten publizieren (Open Access)

Datenspeicher für interne Zwecke

Services und IT-Support für Forschung durch das Rechenzentrum

Werkzeug zum Erstellen von Datenmanagementplänen



Sie forschen für Hildesheim: Neue Professuren

Zwischen Performanz und Wissenschaft

Als Musikerin denkt Rasika Ajotikar über das nach, was sie darbietet; als Wissenschaftlerin erfüllt sie den Anspruch, zu erforschen, wieso und wie marginalisierte Menschen Musik als Medium nutzen können, um sich gegen Ungerechtigkeiten zu wehren. Ihre Promotion schloss sie im September 2019 an der School of Oriental and Asian Studies (SOAS) in London ab. Nach zwei Postdocstellen an der Universität Göttingen und der SOAS lehrt sie seit Oktober 2023 an der Universität Hildesheim. *(vho)*

Zur ausführlichen Vorstellung geht es hier:



Prof. Dr. Rasika Ajotikar ist seit Mai 2023 Juniorprofessorin für Ethnomusikologie am Institut für Musik und Musikwissenschaft und am Center for World Music der Universität Hildesheim.
Foto: Anne-Sophie Malessa

Forschung an der Schnittstelle zwischen Mensch und Maschine

Empirische Methoden der Sprachtechnologie sind das Forschungsfeld von Computerlinguistin Andrea Horbach. Sie untersucht vor allem textbezogene Forschungsfragen, die zwischen Computerlinguistik und anderen (Geistes-)Wissenschaften angesiedelt sind. Ein aktueller Schwerpunkt ihrer Forschung ist die Entlastung von Lehrkräften durch automatisierte Bewertung von Freitextaufgaben. An der Universität Hildesheim setzt Horbach auf fachbereichsübergreifende Projekte und eine Zusammenarbeit mit dem Centrum für Lehrerbildung und Bildungsforschung. *(sr)*

Zur ausführlichen Vorstellung geht es hier:



Prof. Dr. Andrea Horbach ist seit April 2023 Juniorprofessorin für Digitale Geisteswissenschaften am Institut für Informationswissenschaft und Sprachtechnologie.
Foto: Sara Reinke

Feldarbeit und Fernerkundung bestmöglich miteinander verbinden

Durch wissenschaftliches Arbeiten einen Beitrag zu nachhaltiger Landnutzung zu leisten, gehört zu den Aufgaben, denen sich Christoph Raab in Forschung und Lehre verschrieben hat. Sein Forschungsinteresse gilt der Satellitenerkundung insbesondere von offenen Grünlandflächen und der Frage, wie die Biodiversität solcher Ökosysteme geschützt werden kann. Angewandter Naturschutz, Offenland- und Grünlanderhalt sowie der anwendungsbezogene Einsatz von Geodaten sind Themen, die der Juniorprofessor nun auch den Geographiestudierenden an der Universität Hildesheim nahebringt. *(sr)*

Zur ausführlichen Vorstellung geht es hier:



Prof. Dr. Christoph Raab ist seit März 2023 Juniorprofessor für Angewandte Geoökologie am Institut für Geographie.
Foto: Sara Reinke

Wenn das Spiegelbild zu lügen scheint – Therapieansätze beim Thema Essstörungen

Wer an Magersucht erkrankt, nimmt das eigene Körperbild häufig nicht mehr realistisch wahr. Charlotte Jaite erforscht, mit welchen Therapieansätzen diese sogenannte Körperschemastörung am besten zu behandeln ist. Künftig könnte dabei auch Virtuelle Realität zum Einsatz kommen. An der Universität Hildesheim baut Jaite in der etablierten Hochschulambulanz KiM – Kind im Mittelpunkt – den neuen Schwerpunkt „Psychische Gesundheit“ auf. *(sr)*

Zur ausführlichen Vorstellung geht es hier:



Prof. Dr. Charlotte Jaite ist seit Mai 2023 Professorin für Klinische Psychologie und Psychotherapie im Kindes- und Jugendalter am Institut für Psychologie.
Foto: Elisabeth Schimpf



Prof. Dr. Sool Park ist seit Oktober 2023 Juniorprofessor für Interkulturelle Philosophie an der Universität Hildesheim.
Foto: Elisabeth Schimpf

„Philosophie findet global statt, nicht nur in Europa“

Selbst aus Südkorea stammend, hatte Sool Park in seinem Philosophiestudium in München keine Kontaktpunkte zu außereuropäischer Philosophie. Erst während seiner Promotion in Hildesheim beschäftigte er sich mit philosophischen Traditionen aus Ostasien und Indien. An den meisten deutschen Universitäten wird fast ausschließlich Philosophie aus Europa gelehrt. Währenddessen hat sich das Philosophieinstitut der Universität Hildesheim der Forschung und Lehre von Interkultureller Philosophie verschrieben – und bezieht damit bedeutende Philosoph*innen und Traditionen rund um den Globus in den Kanon mit ein. *(es)*

Zur ausführlichen Vorstellung geht es hier:



Prof. Dr. Nils Pancratz ist seit Januar 2024 Professor für Informationsdidaktik am Institut für Mathematik und Angewandte Informatik. Zuvor war er seit 2022 Juniorprofessor am selben Institut. Eine ausführliche Vorstellung folgt.

Hej, KI – wie siehst du das UHiversum?

Playground AI



„Playground AI“ gibt sehr futuristische Bilder aus. Öffnet man das Programm über den Browser, springt zuerst eine Bildergalerie ins Auge. Schaut man sich die Seite jedoch genauer an, entdeckt man in der rechten Bildschirmcke den Button „Create“. Das englischsprachige Programm ermöglicht die Anpassung der Formatgröße und von Voreinstellungen („presets“), die das Ergebnis beeinflussen.

Lexica KI



Bei diesem englischsprachigen, kostenlosen Programm „Lexica“ besteht der große Vorteil, dass das Bildformat separat eingestellt werden kann – so erhält man das Wunschbild in der richtigen Größe. Wie bei vielen anderen Bildgeneratoren hat auch „Lexica“ Schwierigkeiten damit, den vorgegebenen Magazin-Titel zu verwenden. Mit dem erstellten Bild kann man weiterarbeiten, indem man Variationen generieren lässt oder die dahinterliegende Bilddatenbank einsieht.

Adobe Firefly



Mit dem Programm lassen sich im Webbrowser vier Bildvarianten aus Text generieren. Mit dem favorisierten Bild kann man im nächsten Schritt weiterarbeiten und weitere Stellen generativ füllen.

Diese Titelgestaltung haben uns verschiedene KIs für unser Magazin vorgeschlagen. Alle erhielten denselben Prompt.

Genkraft



Genkraft ist ein AI Kunst-Generator, hier verwendet in der kostenfreien IOS-App. Das Programm gibt für jeden Prompt zwei Lösungsvorschläge aus, mit dem Button „regenerate“ lassen sich weitere Varianten erzeugen. Wiederkehrend bei der Eingabe unseres Ausgangsprompts ist dabei eine Kombination aus frühmittelalterlicher Architektur – durchaus passend zur Ortsangabe Hildesheim, allerdings sind auch dargestellte Personen noch nicht im 21. Jahrhundert angekommen – und teilweise etwas weihnachtlich anmutenden Phantasie-Himmelsbildern. Die Vorgabe einen Magazin-Titel im Verhältnis 3:4 zu gestalten, wurde nicht korrekt übernommen.

Leonardo AI



Das Tool imitiert in unserem Beispiel den Magazin-Stil und dient der Inspiration. Der vorgegebene Magazin-Name wurde nicht korrekt übernommen.

Die nächste Ausgabe des

UHiversum

mit dem Schwerpunkt Campus erscheint im Wintersemester 2024/2025.

Impressum

Herausgeberin

Universität Hildesheim
Die Präsidentin
Universitätsplatz 1
31141 Hildesheim
(Sitz der Redaktion)

Redaktionsleitung

Sara Reinke

Redaktionsteam

Viktoria Helene Ong, Elisabeth Schimpf,
Tessa Kaehler, Vanina Scholz

Konzept

Sara Reinke

Layout und Satz

Tessa Kaehler

Kontakt zum Redaktionsteam

kommunikation@uni-hildesheim.de
Betreff: uhiversum

Druck

Schäfer High Definition Print
Beckstr. 10
30457 Hannover

Papier

gedruckt auf 100 % Recyclingpapier

Auflage

1.500

E-Paper und ISSN

www.uni-hildesheim.de/uhiversum

Print-ISSN 2942-884X

Online-ISSN 2942-8858

Die Deutsche Nationalbibliothek
verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie: <http://dnb.d-nb.de>.

Titelbild und Klappe

Larissa Moreira
Fotos: Sara Reinke

Ideen? Fragen?
Feedback?
Schreiben Sie
uns!

Das Redaktionsteam

